1,20 DM / Band 77

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen





Das Phantom der Insel

Professor Zamorra Nr. 77

von Dieter Saupe

erschienen am 31.05.1977

Das Phantom der Insel

Marun Cofales lief um sein Leben. Er hörte kaum die schwere Brandung, die unter ihm gegen die Klippen schlug. Er hörte nicht das fauchende Heulen des aufgebrachten Windes.

Wütend fuhr der Maestrale aus Nordwest über die See heran und rüttelte an den Felsen der sardinischen Küste. Das Meer bäumte sich auf, schlug mit tausend Wellen zusammen, fing an zu brodeln wie ein gigantischer Wasserkessel.

Marun Cofales hörte nichts von alledem. Er hörte nur das Keuchen jener Gestalt, die hinter ihm her war, die ihn auf dem Kamm der Klippen entlangtrieb.

Nur einmal hatte er sich umgesehen, im schwachen Licht der Dämmerung. Diese eine Sekunde hatte genügt. Der Spanier wußte Bescheid. Er kannte diese dämonische Gestalt aus den vielen Erzählungen, die seit Monaten im Umlauf waren.

Auf seinen Spuren war Lo Sardo!

Der Geist, den niemand fassen konnte.

Das Ungeheuer, das sich als Rächer Sardiniens vorkam. Die verhüllte Gestalt, die halb wie ein Drachen, halb wie eine riesige Fledermaus über den Felsen zu schweben schien!

Ein Mann oder ein überirdisches Wesen, niemand wußte es.

Aber jeder wußte, daß er diesem Ungetüm ausgeliefert war, wenn er ihm erst einmal begegnete. Lo Sardo ließ keinen entkommen, den er mit seiner fürchterlichen Rache bedacht hatte.

Lo Sardo, das hieß Tod. Das war Verzweiflung und Ausweglosigkeit.

Wer die Schritte Lo Sardos hinter sich hörte, hatte mit dem Leben abzuschließen. Wer das unbarmherzige Rauschen seiner flügelartigen Gewänder hörte, konnte gleich selbst von den Felsen springen.

Lo Sardo, das war wie ein tödlicher Pfeil, der aus dem Hinterhalt heranschoß und jeden durchbohrte.

Jetzt hatte Marun Cofales den Rand der Klippen erreicht. Er sah den kleinen Leuchtturm, der sich über der Neptunsgrotte erhob. Er sah zurück über die dunklen bewaldeten Hügel der Insel, hier im Nordwesten Sardiniens.

Die Wälder von Nurr, unheimlich, wie ihr Name klang.

Die Straße, die zur Stadt hinüberführte. Nach Alghero.

Und dann nichts als die schwarze Gestalt, die bedrohlich näher kam.

Lo Sardo war dicht hinter dem Spanier.

Marun Cofales schrie in Todesfurcht.

Dann sprang er, noch ehe der Unheimliche ihn berühren konnte.

Der Körper zerschellte beim Sturz auf den tückischen Klippen.

***

Der Tote wurde erst am Morgen darauf gefunden.

Es waren Touristen, die sich an der Riviera del Corallo aufhielten.

Einem der schönsten Badestrände, die Urlauber sich denken konnten. Ein Geheimtip unter vielen, die noch Sinn für die unberührten Schönheiten der Natur hatten. Die Ruhe und Abgeschiedenheit dem Rummel der großen Modebäder vorzogen.

Sie kamen zu Fuß die Küstenstraße entlang, oder sie fuhren in Booten auf die Neptunsgrotte zu, einem der Anziehungspunkte von Capo Caccia.

Nichtsahnend nahmen sie ihren Weg auf die Grotte zu.

Hundert Meter vor dem steinernen Tor, das ins Innere des Felsens führte, schrie jemand auf.

»Da liegt einer!« rief eine Frau.

Und da sahen es alle.

Ein Mann, der reglos am Fuße der Klippen lag. Und jeder wußte sofort, daß dieser Mann tot war.

Einer der Touristen machte ein Handzeichen. Darauf hielten sich die übrigen zurück. Der andere ging auf den leblosen Körper des Marun Cofales zu.

Der Tote lag auf dem Bauch. Und was den Touristen am meisten erstaunte, waren die beiden seltsamen Buchstaben auf dem Rücken des Toten.

Da war zunächst ein »M«, hingemalt mit einer unbestimmbaren Mischung aus Farbe und Lehm. Und dieser Buchstabe war dick durchgestrichen. Darunter war ein großes »S« zu lesen.

Der Mann, der den Toten entdeckt hatte, konnte sich keinen Reim darauf machen.

»Wir sollten ihn so liegen lassen«, schlug er dann vor. »Vielleicht begleitet mich jemand. Ich glaube, wir müssen nach Alghero fahren, um die Polizei zu benachrichtigen. Der Mann hier ist keines natürlichen Todes gestorben, wie mir scheint.«

Entsetztes Schweigen folgte diesen Worten.

Dann fand sich eine kleine Gruppe von Männern zusammen. Sie nahmen ein Boot, um an der Küste entlang zur Stadt zu fahren.

Die anderen blieben zurück, verängstigt die einen, die anderen in einer Mischung aus Neugier und Befangenheit. Niemand konnte sich die Hintergründe des seltsamen Falles erklären.

Sie mußten fast zwei Stunden warten, bis das Küstenboot mit drei sardinischen Beamten eintraf.

***

Zwei Beamte stiegen aus, der dritte wartete im Boot.

Der erste, der auf die Gruppe von Touristen zukam, war an seinen Schulterstücken als Offizier zu erkennen.

»Mandrino«, stellte er sich vor. »Kommissar Mandrino.«

Schweigend trat er zu dem Toten.

Er untersuchte die Buchstaben auf dem Rücken des Spaniers.

»Hat jemand von Ihnen diesen Mann schon einmal gesehen?« fragte er dann.

Ein allgemeines Kopfschütteln folgte.

»Das ist Nummer vier«, sagte der Kommissar, und niemand verstand ihn sofort.

»Der vierte Tote innerhalb von drei Wochen«, erklärte Mandrino.

»Viermal ein Mann mit dem Zeichen ›M‹ auf dem Rücken. Wir wissen nicht, was das bedeutet. Keiner der Männer hatte einen Namen, der mit diesem Buchstaben beginnt. Es ist ein großes Rätsel für uns.«

»Und der andere Buchstabe?« fragte einer der dabeistehenden Männer.

»Auch dieses ›S‹ gab uns zunächst große Rätsel auf«, gab der Kommissar zur Antwort. »Zuerst war es eine Vermutung – aber dann wurde es zur Gewißheit, daß es sich um Lo Sardo handelt.«

»Lo Sardo?« fragten einige wie aus einem Munde.

»Ein ebenso geheimnisvolles wie unheimliches Wesen«, sagte der Kommissar. »Es ist sozusagen der Urgeist Sardiniens.«

»Das klingt ja geradezu dämonisch?« fragte jemand. »Sie wollen doch nicht sagen, daß mitten im zwanzigsten Jahrhundert noch Dä- monen existieren?«

Mandrino sah ernst und ein wenig bekümmert auf die Touristen.

Da war sie wieder, die alte Frage.

Und sie war nur sehr schwer zu beantworten.

»Wir sind in Sardinien, Signor«, sagte Mandrino. »Hier ist das Dämonische so natürlich wie der ganze Fortschritt dieses Jahrhunderts. Hier ist alles dunkel und unbegreiflich. Hier hausen die Geister der alten Völker, die diese Insel einmal bewohnt haben. Hier öffnen sich die Gräber, und hier leben Wesen, die älter als tausend Jahre sind.

Lächeln Sie nicht, Signori. Es ist so. Und wir sind machtlos dagegen. Auch gegen den Geist Lo Sardos können wir nichts unternehmen.«

»Hat er diesen Mann umgebracht?« fragten einige der Touristen.

»Ich kann Ja sagen, und es stimmt, Signori. Ich kann mit Nein antworten, und es stimmt ebenfalls. Vier Tote in drei Wochen. Das ist zwar nichts Ungewöhnliches, wenn es sich um Morde aus Rache handeln würde. Aber wenn Lo Sardo zuschlägt, gibt es keine Beweise für einen Mord. Er treibt seine Opfer in den Tod, Signori. Bis zu einem gewissen Grad. Aber er schlägt nicht direkt zu. Er braucht kein Messer und kein Gift.«

»Und wie bringt er die Männer dann um?« kam die nächste Frage.

Der Kommissar zuckte mit den Schultern.

»Wir wissen es nicht, und wir erfahren es nicht.«

»Und wie werden Sie Ihre Untersuchungen durchführen?« fragte jemand.

Der Kommissar setzte ein bitteres, resignierendes Lächeln auf.

»Kein normaler Tod, keine Untersuchung. Wir versuchen, den Toten zu identifizieren, Signor. Dann wird er begraben.«

»Und dieser Dämon? Dieser Lo Sardo?«

»Ist kein Täter für uns. Nicht einer, den wir jagen und zur Strecke bringen könnten.«

»Sie wollen doch nicht sagen, daß der Fall für Sie schon abgeschlossen ist?« fragten einige der Männer erstaunt.

»Doch, Signori«, war Mandrinos Antwort. »Es gibt keine natürliche Erklärung. Es gibt keine Beweise. Es gibt keine Spuren. Nur Vermutungen. Nur Aberglauben. Nur die alten Kräfte der Übersinnlichen. Jemand hat Rache geübt. Das ist ein Gesetz. Jeder Sardinier beugt sich dem. Wir fragen nicht. Wir dürfen nicht fragen.«

»Dann wird die Polizei also nichts tun, um diesen Lo Sardo zu fassen?«

»Nichts«, murmelte Mandrino. »Es ist kein Fall für die Polizei.«

»Aber man muß doch etwas tun!« wandte einer der Männer ein.

»Wir schweigen und warten«, sagte Mandrino. »Das ist auch ein Gesetz. Sie sind hier, um Urlaub zu machen, Signor. Aber Sie kennen nur das Meer und die Blumen und den Strand und die Sonne. Bleiben Sie ein Jahr hier, zwei Jahre, drei Jahre. Dann fangen Sie an, Sardinien ein wenig zu kennen. Dann verstehen Sie, was sich in den Menschen abspielt. Dann hören Sie die Stimmen der Jahrhunderte. Dann lernen Sie, zu schweigen.«

Die Touristen sahen, wie der Kommissar seinem Beamten ein Zeichen machte.

Darauf ging dieser zum Boot zurück und brachte eine Bahre herbei.

Auf diese Bahre legten die Beamten die Leiche des Marun Cofales und brachten sie stumm an Bord.

Bald darauf war das Polizeiboot hinter dem Felsenmassiv verschwunden.

***

Wenige Stunden später wußten die Beamten Bescheid.

Ein Händler, der während der Touristenzeit mit seinem Holzkarren die Küste entlangzog, hatte in Erfahrung gebracht, daß in einem Dorf hinter Alghero ein Mann vermißt wurde. Er meldete sich auf der Präfektur und konnte dem Kommissar das Aussehen des Vermißten schildern.

Daraufhin begab sich Mandrino mit zwei Beamten in das Dorf.

Das kleine Haus von Cofales war bald gefunden. Die Schwester des Toten, die ihm den Haushalt führte, erklärte den Beamten, daß ihr Bruder seit einem Tag nicht mehr gesehen worden sei.

Man bat die Frau, die Beamten zu begleiten. Sie fuhren zurück nach Alghero.

Die Frau erhob ein langes Klagegeschrei, als sie den toten Bruder sah.

Mandrino aber begab sich zum Rapport ins Zimmer seines Vorgesetzten.

»Der Mann hieß Cofales«, berichtete er. »Marun Cofales.«

»Vermutlich ein Spanier also«, sagte der Präfekt.

»Si, Signor.«

»Und der Name Marun – kann sich das Zeichen ›M‹ auf diesen Namen beziehen?«

»Ich glaube nicht, Signor. Die anderen Toten hatten auch dieses ›M‹ auf dem Rücken. Aber kein Name fing mit diesem Buchstaben an. Es muß etwas anderes bedeuten.«

»Lassen Sie es dabei bewenden, Mandrino«, sagte der Präfekt.

»Wir sind Polizeibeamte, keine Dämonenaustreiber.«

»Und die Leiche?« fragte der Kommissar.

»Jetzt, da für uns alles geklärt ist, können Sie den Toten in sein Dorf bringen lassen. Die Leiche ist zur Beerdigung freigegeben.«

»Kein Mordfall also? Keine Untersuchung?« fragte Mandrino.

»Nichts dergleichen«, gab der Präfekt zurück. »Wir haben keine Mittel, um die Hölle auszuräuchern. Wir haben genug mit den Banditen in den Bergen zu tun.«

Damit war der Fall Marun Cofales für die Polizei erledigt.

Die Leiche des Mannes wurde ins Dorf zurückgebracht. Dort versammelten sich nach uraltem Brauch die Frauen und stimmten den Klagegesang des Bergvolkes an.

Drei Tage und drei Nächte lang wurden die Geister der Erde und des Waldes beschworen. Sie wurden angerufen, daß sie den Überlebenden Kraft gaben, um gegen die feindlichen Dämonen zu bestehen.

Am vierten Tag rüstete sich das ganze Dorf zur Beisetzung.

***

Es war ein strahlender Sonnentag.

Niemand hätte an Tod, Gewalt und Leid denken können, wenn er ahnungslos in die reizvolle Landschaft der Berge gekommen wäre.

Auf den Hängen weideten, wie vor vielen hundert Jahren schon, die großen Herden der Mufflons, der Wildschafe.

Auf den Feldern wogte das Korn, standen Tabak, Orangen, Feigen, Mandeln und Artischocken. Die wärmende Sonne ließ alles heranreifen, üppig gedeihen.

Sonnenlicht und ein leichter Wind von den Hügeln. Das Gold der Orangen. Die zarten Linien der hohen Pinien, die stolzen Tamarisken, der duftende Wacholder.

Aber das Paradiesische der Insel war überschattet von Trauer und Tod. Niemand hatte Augen für die Schönheiten der Landschaft.

In dumpfem Sprechgesang gingen die Dorfbewohner hinter dem Sarg her. Und als später die schwarze Erde, Schaufel für Schaufel, in die Grube fiel, verstärkte sich der Klagegesang noch einmal.

Nach der Beisetzung nahm der alte Pfarrer die Schwester des Toten zur Seite.

»Signora Cofales, auf ein Wort«, bat er leise.

Stumm sah sie ihn an, hob ihr schmerzerfülltes Gesicht und konnte die Tränen nicht zurückhalten.

»Der Allmächtige hat es gewollt«, begann der Pfarrer.

Da fuhr die Frau aus ihrem Schmerz auf, sah den Priester mit bösem Blick an.

»Ihr wißt, daß es nicht so ist«, sagte sie. »Wir sind der Rache des Teufels verfallen, der Lo Sardo heißt. Ich weiß es, und ihr wißt es auch.«

»Sie sollten nicht so heidnische Reden führen«, tadelte der Pfarrer.

»Pah!« schrie die Frau los, und sie schien von einer Sekunde auf die andere ihre gesamten Qualen und Schmerzen von sich geworfen zu haben. »Was ist an eurer verdammten Insel denn nicht heidnisch, he? In allen Bäumen habt ihr einen Geist sitzen. In jeder Quelle hockt ein überirdisches Wesen. Sardinien, nicht wahr? Was ist das denn, euer Sardinien? Eine Insel, die uns das Leben nimmt. Eine Insel, die ihr für euch haben wollt. Und ihr seid alle mit diesem Lo Sardo im Bunde, ich weiß es! Jeder, der nicht hier geboren wurde, weiß es!«

»Ihr sollt nicht so reden!« sagte der Mann in der festlichen Soutane.

»Ich rede, wie ich denke«, gab die Frau zurück. »Denn ich weiß, daß ihr uns hier nicht haben wollt. Wir haben nicht das Blut Sardiniens in den Adern. Wir sind Spanier, und wir sind stolz darauf. Auch wir sind fleißige Menschen, genau wie ihr.«

»Niemand bezweifelt das, Signora.«

»Aber man gönnt uns nicht, was wir geschaffen haben. Wenn wir

unsere Früchte ernten, beneidet ihr uns. Ihr tut so, als saugen wir euch das Mark aus den Knochen, gebt es nur zu!«

»So werdet ihr nicht mit mir weiterreden!« donnerte der Pfarrer los.

»Ich werde reden, wie es mir in den Kopf kommt«, fauchte die Frau ihn an. »Ihr glaubt, daß wir eure Insel ausbeuten, nicht wahr? Und ihr wißt genau, daß Lo Sardo nur in eurem Sinne handelt. Er mag die Spanier nicht. Dabei verfolgt er uns mit seiner Rache, obwohl wir längst keine richtigen Spanier mehr sind. Wir gehören seit Generationen zu dieser Insel.«

»Niemand bezweifelt das, Signora'«, sagte der Mann.

»Mein Bruder ist der vierte«, erwiderte Maruns Schwester. »Der vierte Mann in drei Wochen. Da ist nichts mehr zu beweisen. Jeder der vier Männer ist der Nachkomme eines Spaniers. Ihr glaubt, daß wir eure Insel beschmutzen oder auslaugen, nicht wahr? Wer eine Orange auf eurer Insel erntet, saugt eurer Erde das Blut aus den Adern, nicht wahr? Wer sich bei euch ein Stück Land kauft, den hat der Teufel geschickt, wenn er nicht gerade ein Sardinier ist. Gebt es zu!«

»Das kann ich nicht zugeben«, sagte der Pfarrer.

»Und ihr gebt auch nicht zu, daß ihr gegen die Leute wettert, die ihr eigenes Land wieder verkaufen?«

Da sah der Mann fassungslos auf die Frau.

»Was soll das, Signora?« fragte er.

»Ihr wißt genau, was es soll«, war die Antwort. »Marun, mein Bruder, hat vor zwei Wochen das Westfeld verkauft. Er ist zu alt geworden. Er kann es nicht mehr bebauen.«

»Wenn wir alles verkaufen, kommen immer mehr Fremde.«

»Ja«, sagte die Frau. »Immer mehr Fremde. Und was tun sie euch, ihr Sardinier? Gut, sie kaufen hier Land, sie bauen hier ihre Ferienhäuser, oder sie lassen sich ganz hier nieder. Aber wenn sie kaufen, bringen sie Geld auf die Insel. Die Insel wird nur durch die Fremden reich.«

»Auch die Sardinier sind fleißige Menschen«, gab der Pfarrer zu bedenken.

»Das bezweifelt niemand, nein und nochmals nein! Aber wer hier fremd ist, wird immer fremd bleiben. Lo Sardo sorgt dafür. Und wenn er uns durch seine Reden und seinen Haß nicht vertreiben kann, dann jagt er uns in den Tod.«

»Das ist nicht bewiesen, Signora.«

»Ja, ja, ja!« lachte die Frau grimmig auf. »Nichts bewiesen. Weil man alles auf diesen einen Lo Sardo schieben kann, der unsichtbar bleibt, den keiner kennt, den keiner zu fassen vermag.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte der Pfarrer.

»Ihr versteht mich sehr gut. Es gibt nicht nur diesen einen Lo Sardo. Tausende von diesen Sardos gibt es. Was sagt denn der Name, he? Sardo – das ist doch der Sardinier, nicht wahr? Und der Sardinier ist

für euch der einzige wahre und wertvolle Mensch. Laßt mich nur ausreden! Wenn ein Spanier beim Schmuggeln erwischt wird, was geschieht mit ihm? Gebt mir eine ehrliche Antwort!«

»Ich weiß es nicht, Signora.«

»Ha! Wißt es nicht! Und wie ihr es wißt! In den Turm kommt er, ins Gefängnis wirft man ihn, eben weil er ein Spanier ist! Und wenn ein Sardinier erwischt wird, was geschieht dann, he? Das ganze Dorf weiß, wo er sich versteckt hält. Das ganze Dorf bringt ihm zu essen. Und sogar die Polizei schweigt sich aus. Sie verrät keinen, auch wenn er ein Verbrecher ist. Das ist es. Aber Marun hat ein Stück Land verkauft, weil er alt war und Geld brauchte. Und da ist Lo Sardo gekommen und hat ihn umgebracht.«

»Euer Schmerz ist zu groß«, sagte der Pfarrer. »Euer Schmerz über den Tod eures Bruders. Die Zeit wird euch einsichtig machen.«

»Die Zeit wird mich vorsichtig machen«, gab die Frau zurück.

»Auch ich werde alt, und ich weiß, welch heidnische Kunst hier auf der Insel einmal geherrscht hat.«

»Was meint ihr damit?«

»Ihr wißt auch das sehr gut«, sagte die Schwester des Toten. »Hier gab es einmal den Brauch der Greisentötung, nicht wahr? Ein heidnischer Brauch. Ein Mensch, der alt ist, darf geopfert werden. So war es einmal, in früheren Zeiten. Und nun ist Lo Sardo gekommen, und mit ihm kommen die alten Zeiten zurück. Ich fühle es.«

»Ihr redet euch das nur ein«, sagte der Priester.

Die Frau schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

Kurz darauf hörten die Leute des Dorfes, und mit ihnen der Pfarrer, wie Maruns Schwester aufschrie.

Sie war durch die kleine Gartenpforte auf ihr Haus zugegangen – auf das kleine Haus ihres toten Bruders, das nun ihr eigenes sein sollte.

Wie gelähmt vor Schreck blieb sie stehen, als sie die beiden Zeichen sah, die über der Tür gemalt standen.

Oben an der Mauer war ein großes »M« zu sehen. Es war durchgestrichen, wie die Buchstaben auf den Rücken der Toten aus den letzten Wochen.

Und unter diesem Zeichen leuchtete grellgelb ein großes »S«.

Die Nachbarn eilten auf die Schreie der Frau hin herbei.

Sie wußten sofort, was das »S« bedeutete.

Es stand für Sardo, den Geist der Sardinier! Und nun hatte er sich nicht gescheut, seinen Auftritt bei Tageslicht zu absolvieren.

Über die Bedeutung des anderen Buchstabens, der »M«, sollten alle noch tagelang im unklaren bleiben.

Und niemand ahnte, daß es ein Fremder sein würde, der dieses Rätsel für sie zu lösen hatte.

***

Professor Zamorra, der Schrecken aller finsteren Mächte, der Dämonenjäger und Parapsychologe, befand sich um diese Zeit auf seinem Château de Montagne, das über dem Tal der Loire lag.

Der Professor war, was selten vorkam, allein.

Nicole Duval, seine ehrgeizige, tüchtige wie bezaubernd schöne Sekretärin, war vor zwei Tagen nach Paris gefahren. Das hatte allen anderen Grund als den, auf ein neues gefährliches Abenteuer loszusteuern.

Sie waren nach den letzten aufreibenden Wochen und Monaten übereingekommen, ein paar Tage Urlaub zu machen.

Der Professor, der in seiner Bibliothek saß und in einem alten kostbaren Buch blätterte, hörte im Geist den kurzen Dialog mit Nicole Duval noch einmal.

»Aber wirklich nur ein paar Tage, Nicole«, hatte er gesagt.

»Eine Woche, mon cher professeur?«

»Eine Woche, gut. Und keinen Tag mehr. Ich habe hier allerhand aufzuarbeiten.«

»Und wohin geht die Reise?« war Nicoles Frage.

»Das entscheidest du, Cherie.«

»Oh!« hatte Nicole gemacht. »Sehr schön. Ich habe nämlich keine Lust, in einen der modischen Badeorte zu fahren.«

»Und wohin sonst?«

»Ich möchte etwas Romantisches. Aber nicht so süßlich wie auf den Prospekten der Touristenbüros, verstehst du?«

»Ich verstehe. Mademoiselle möchten etwas Uriges erleben, etwas Wildes und Aufregendes.«

»So ungefähr, Professor. Aber nicht so wild, wie es in unseren Abenteuern zugeht. Sagen wir einmal, so die goldene Mitte. Also wildromantisch.«

»Aha. Und woran denkst du da?«

»Sardinien«, hatte Nicole gesagt. »Die Insel ist zauberhaft schön und vom Tourismus noch nicht so zerfressen wie Rimini oder gar die Sommerresidenz der französischen Dienstmädchen.«

»Ich nehme an, daß du damit Mallorca meinst.«

»Genau das. Also, wie ist es? Ist Sardinien genehmigt?«

»Ist genehmigt, Nicole. Es soll dort ganz reizvolle Badestrände geben. Costa Smeralda zum Beispiel.«

»Zu überlaufen. Ich habe mich schon informiert. Noch schöner und unberührter sind die Strände im Westen der Insel.«

»Gut. Du kannst dir unser Reiseziel aussuchen. Da du in Paris sein wirst, kannst du gleich buchen und dich nach den besten Verbindungen erkundigen.«

»Wir müßten über Mailand fliegen. Und von dort nach Alghero. Der Flughafen heißt Fertilia.«

Mit einem amüsierten Lächeln hatte Zamorra seine Sekretärin angesehen.
»Du hast das schon lange und gründlich geplant, nicht wahr?«
»Erraten«, hatte Nicole gesagt.
Und einen kleinen Koffer gepackt. Dazu einige größere Reisetaschen in den Wagen verladen. Leere Taschen, wie sich versteht. Für die neuen Einkäufe in Paris.
Und dann war sie fort gewesen.

***

Als sie nach diesen zwei Tagen zurückkam, sah Zamorra sofort, daß etwas nicht nach Plan verlaufen war.
Nicole kam in die Bibliothek gefegt, als sei die Steuerfahndung hinter ihr her.
Sie ließ einen kleinen Koffer zu Boden plumpsen, dann nahm sie in einem der tiefen Sessel Platz. Sie trug wie immer, wenn sie aus Paris kam, eine neue bezaubernde Frisur.
Auch das neue Kostüm erkannte Zamorra sofort. Es war nicht zu übersehen. Schon wegen der Stellen nicht, die es an diesem Kostüm gar nicht gab. Besonders am Rock hatten die Schneider gespart, wie man sehen konnte. Der Rock war kaum knielang, und Zamorra müßte kein Mann gewesen sein, wenn er der attraktiven Linie dieser schmalen, schlanken Beine nicht, nachgeschaut hätte. Beine, lang und ebenmäßig gewachsen, so lang, daß sie gar nicht aufhören wollten.
»Ich weiß deine Reize zu schätzen, was du selbst schon längst erkannt hast«, sagte Zamorra mit gespieltem Pathos. »Dein Auftritt aber sagt mir, daß dir nicht gerade nach einem Schäferstündchen zumute ist.«
»Woraus schließt du das?« fragte Nicole und schüttelte die blonde Pracht ihrer neuen Frisur.
»Du willst Spannung in mir erzeugen, die von einer anderen Art ist«, meinte Zamorra. »Du hast etwas erlebt, was völlig unvorhergesehen war. Mein Dank dir gegenüber würde keine Grenzen kennen, wenn du mich in dein aufregendes Geheimnis einweihen würdest.«
»Der Spott wird dir gleich vergehen«, sagte Nicole, nicht, ohne den Professor anzulächeln, unterstützt von einem ihrer unnachahmlichen Blicke.
Zamorra lehnte sich in seinem Sessel zurück, klappte das Buch mit dem wertvollen Goldschnitt zu und legte die Fingerspitzen gegeneinander.
»Ich höre«, sagte er nur.
»Wir fliegen nach Sardinien«, platzte Nicole heraus.
»Das war so besprochen«, meinte Zamorra.
»Wir fliegen, wie besprochen«, wiederholte Nicole. »Aber nun hör

mir zu: wir fliegen nach Alghero, ebenfalls wie besprochen. Aber erstens fliegen wir nicht in Urlaub. Wir können das Badezeug zu Hause lassen.«

Zamorra kniff die Augen zusammen.

Schon bei Nicoles ersten Worten war ihm klar, daß es sich um einen neuen Fall der übersinnlichen Kräfte handeln würde.

»Was ist geschehen?« fragte er.

»Ich hatte den Wagen noch nicht geparkt, als ich die Zeitungen sah, Professor«, sagte die Sekretärin. Dabei griff sie in ihre Kostümjacke und brachte zwei zusammengefaltete Zeitungen zum Vorschein.

Sie breitete sie mit den Titelseiten nach oben auf dem Schreibtisch Zamorras aus.

Der Professor sah die beiden Schlagzeilen.

Die erste Überschrift lautete:

»MYSTERIÖSE TODESFÄLLE IN SARDINIEN.«

Und die zweite Zeitung stellte in der Überschrift eine eindeutige Frage:

»POLIZEI MACHTLOS? WANN GREIFT PROFESSOR ZAMORRA EIN?«

Der Professor las die Berichte und war sogleich im Bilde.

»Ein ungeheurer Racheakt«, konstatierte er. »Eine Art von lokalpatriotischer Hysterie, die sich in Mordlust austobt. Ich kenne solche Fälle aus der Geschichte. Dieser Lo Sardo wird wie ein Tyrann herrschen, wenn man ihm nicht bald Einhalt gebietet.«

»Du scheinst nach den Zeitungsberichten mehr von der Vorgeschichte zu wissen, als die Leute auf der Insel«, bemerkte Nicole Duval.

Zamorra antwortete nicht gleich. Das Mädchen wußte auch, warum das so war. Sie kannte die Gründe für ein solches Schweigen. Sie wußte auch, wie sehr sich Zamorra sogleich einer tiefen Konzentration hingeben würde.

Er erhob sich und ging hinüber zum Kamin, wo das von seinen Ahnen geerbte Amulett lag. Ein Medaillon von besonderer Zauberkraft, um die nur der Professor wußte. Und Nicole natürlich.

Liebevoll strich er mit den Fingerspitzen der rechten Hand über den treuen Helfer in manch gefährlicher Lage.

Aber noch kam keine Verbindung mit den Hintergründen zustande, die ihn zu Lo Sardo führen würden.

Er wußte nicht, ob es Zufall oder Fügung war, daß er mit Nicole ausgerechnet auf Sardinien seinen Urlaub verbringen wollte.

Jetzt zählte nur die Tatsache, daß aus diesem Urlaub ein neuer Gang ins Reich der Dämonen werden würde.

»Du hast gebucht?« fragte er, zu Nicole gewandt.

»Zehn Uhr zwanzig ab Paris-Orly«, war die Antwort. »Und zwar über Mailand, wie ich vermutet habe. Von dort aus kommt man am

schnellsten auf die Insel.«

»Dann nehmen wir den Frühzug nach Paris«, entschied Zamorra.

»Ich möchte den Wagen nicht für längere Zeit in Bahnhofsnähe parken.«

»Und das Badezeug nehme ich trotzdem mit«, sagte Nicole abschließend.

Zamorra mußte ihren Ehrgeiz und ihre berufliche Treue bewundern. Schon längst hatte sich Nicole diesen Urlaub verdient, auf den sie sich gefreut hatte.

Aber sie erwähnte ihre Enttäuschung nicht mit einem einzigen Wort.

Sie wußte, daß Zamorras Beruf kein gewöhnlicher Job war. Er kam ihr vor wie eine Berufung. Wo Haß und Gewalt auftraten, hatte Zamorra seinen Mann zu stehen. Er war bereit.

Und Nicole Duval war es auch. Für ihren Chef, und für den Mann Zamorra.

***

Bei aller Einsatzbereitschaft konnte Zamorra nicht verhindern, daß der gefürchtete Lo Sardo bereits in der folgenden Nacht erneut zuschlug.

Diesmal hielt er sich weiter südlich auf, am unteren Ende der Riviera del Corallo, und zwar unweit der Stadt Bosa.

Lo Sardo kannte die günstigste Stelle, wo er sein neues Opfer überraschen würde.

Außerhalb der Stadt gab es einen kleinen Pinienwald. Die Straße von Bosa führte ein Stück hindurch, um sich dann von der Küste weg die Hügel hinaufzuschlängeln.

Hier, in einer Kurve, begann eine Steigung, die kein Radfahrer bezwingen konnte.

Und Carlos Pelera kam mit dem Fahrrad! Jeden Tag kam er hier entlang, bis auf die Sonn- und Feiertage. Er war in der Stadt Bosa beschäftigt. Dort hatte er ein kleines Geschäft, mehr eine Bude, wo er mit Getränken und Andenken handelte.

Ein Grund genug für Lo Sardo, den Mann zu hassen und zu verfolgen!

Carlos Pelera war spanischer Abstammung, genau wie es Marun Cofales gewesen war. Vor mehr als zweihundert Jahren war seine Familie nach Sardinien gekommen, als sie in der Heimat, in der Gegend von Murcia, nur schwer ihr Auskommen gefunden hatte. Die Familie Pelera war längst naturalisiert. Sie fühlten sich als Sardinier.

Aber für Lo Sardo waren sie noch immer Todfeinde. Gegner und Fremde, die sich auf die Insel geschlichen hatten, die den Sardiniern den Boden, das Geld, das Leben strittig machten.

Und noch etwas kam hinzu: Carlos Pelera war schon ein alter Mann.

Der uralte Geist der Urbevölkerung der Sardinier lebte in Lo Sardo.

Das Alter ist nutzlos. Das Alter wird geopfert und muß der Jugend weichen.

Lo Sardo glaubte felsenfest an die Notwendigkeit der uralten Riten und Opferbräuche.

»Töte den fremden Mann, töte den alten Mann!« murmelte Lo Sardo vor sich hin, als er im Schutz der Bäume auf sein Opfer wartete.

»Es ist dein Recht, den Greis zu töten, denn er nimmt dir das Brot deiner Jugend. Er geht nicht aufs Feld, er kann weder reiten noch ein Gewehr halten. Er ist kein Krieger. Und wer kein sardischer Krieger ist, wer nicht Bandit und Räuber sein will, taugt nichts auf dieser Insel. Komm, Pelera, ich warte auf dich. Deine Zeit ist gekommen!«

Es dauerte nicht lange, bis Lo Sardo den Alten auf der hügeligen Straße herankeuchen hörte. Dann sah er durch die Zweige, wie Pelera vom Rad stieg.

Aber er ließ ihn noch dichter herankommen.

Erst dann trat er aus seinem kleinen Versteck.

Als er auf der Straße stand, mit weit ausgebreiteten Armen, die von schweren schwarzen Tüchern umhängt waren, fiel der alte Mann auf die Knie und begann zu wimmern.

Das klapprige Fahrrad hatte er achtlos zu Boden fallen lassen.

»Du bist Pelera!« dröhnte die Stimme Lo Sardos.

»Ja, vergib! Und verschone mich!«

»Du weißt, wer ich bin?«

»Ja, du bist Lo Sardo. Niemand außer dir kann einem Menschen solche Furcht einflößen.«

»Deine Furcht ist begründet, Pelera. Aber sie wird nicht mehr lange dauern. Denn in einer Stunde lebst du nicht mehr.«

Der Spanier flehte um sein Leben, aber Lo Sardo hörte nicht auf ihn.

»Ich habe noch keinen von euch getötet«, sagte er. »Ihr geht von selbst in den Tod. Ich zeige euch nur den Weg. Steh auf und komm unter die Bäume. Sonst muß ich dich holen.«

Der Alte stand zitternd von der Straße auf und kam näher. Seine Furcht verstärkte sich, als er hinter den schmalen Schlitzen in der dunklen Maske die glühenden Augen Lo Sardos erkannte. Dann brach er zusammen.

***

Mit höhnischen Blicken sah Lo Sardo auf den reglosen Carlos Pelera.

Er hatte Zeit, er fühlte sich sicher. Niemand würde ihn um diese Zeit hier vermuten. Niemand konnte ahnen, daß er an diesem Ort sein nächstes Opfer holen würde.

Seine Geduld war so unermeßlich wie seine Rachegefühle.

Erst nach einer halben Stunde stieß er sein Opfer mit dem Fuß an, rief ihm zu, daß Pelera sich erheben sollte.

Aber der Spanier war durch das Auftreten des dämonischen Wesens zu sehr geschockt. Noch hielt seine Ohnmacht an.

Da beugte sich Lo Sardo hinunter zu ihm. Riß ihn mit einem scharfen Ruck hoch. Mit einer Hand hielt er den alten Mann am Kragen gepackt. Dann schleifte er den Mann wie ein leichtes Kleiderbündel einfach hinter sich her.

Lo Sardo nahm den Weg zur Küste. Er kannte sich aus, er wußte um jede Wegbiegung. Er hielt sich im dichten Unterholz, um niemand zu begegnen.

Und niemand sah ihn, niemand konnte ihn beobachten.

Fast einen Kilometer hatte Lo Sardo so mit seinem Opfer zurückgelegt, als Carlos Pelera zu stöhnen begann.

Lo Sardo riß ihn ganz zu sich hoch und blieb stehen.

Der alte Mann schlug die Augen auf.

»Hörst du mich, Pelera?« fragte er, und seine Augen hinter der Maske fingen wieder gefährlich an zu glühen.

Er rüttelte den Körper des schwachen Mannes hin und her, als er keine Antwort bekam.

»Ich will wissen, ob du mich hörst!« brüllte Lo Sardo los.

»Ich höre dich«, sagte Pelera mit schwacher Stimme.

»Dann weißt du auch, was dich erwartet«, sagte der Dämon.

»Ich gebe dir alles, was ich besitze«, sagte der Spanier und zitterte dabei. »Verschone mich, und du sollt haben, was mir gehört.«

»Du hast nichts, was mich interessieren könnte«, sagte Lo Sardo gehässig. »Ein altes Weib hast du, und eine häßliche Tochter, nach der sich nie ein Mann umsehen wird. Die kannst du behalten. Und einen Sohn hast du nicht zustandegebracht, du armseliger Wicht. Nein, Pelera. Du bist mir dein Leben schuldig, denn du gehörst zu denen, die uns die Insel wegnehmen. Aber du kannst deinem Tod entgehen, wenn du mir zusagst, in zwei Tagen nicht mehr hier zu sein.«

»Ich? Meine Familie? Wohin sollen wir gehen?« jammerte der alte Mann.

»Weg von der Insel«, sagte Lo Sardo. »Weg von uns, fort von Sardinien. Geh zurück in deine Heimat. Du bist Spanier. Wir brauchen keine Spanier hier.«

»Wir haben die alte Heimat verloren«, sagte Pelera. »Seit vielen Generationen leben wir hier. Wir sind wie ihr selbst. Wir kennen Spanien nicht mehr. Das Land hat unsere Väter nicht ernähren können.«

»Deshalb seid ihr hergekommen, um euch an unserer Erde zu mästen!« schrie der Dämon los. »Ihr werdet gehen, und zwar sofort!«

»Es ist unmöglich«, hauchte Carlos Pelera. »Wir können nicht mehr fort. Wir finden keinen Ort, an dem wir uns niederlassen und unseren Unterhalt verdienen können. Hier sind wir zu Hause, hier auf der

Insel.«
»Du willst also bleiben?« kam die Stimme Lo Sardos.
»Es geht nicht anders.« Peleras Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken.
»Dann geh, wohin ich dir sage. Hier, bei den Tamarisken vorbei. Immer links halten.«
Carlos Pelera schlotterten die Knie.
Aber dem Dämon konnte er sich nicht widersetzen.
Schritt für Schritt ging er unter den Bäumen voran. Und immer, wenn er stehenbleiben wollte, trieb ihn die unerbittliche Stimme Lo Sardos voran.
Es blieb dem Spanier nichts übrig, als diesen Befehlen zu gehorchen. Nach einer halben Stunde hörte er vor sich das Meer rauschen.
Und wußte bereits, daß es das letzte Mal sein würde.

***

Inzwischen hatten Professor Zamorra und Nicole Duval in Mailand die Maschine gewechselt.
Pünktlich trafen sie mit dem italienischen Kursflugzeug auf dem Flughafen von Alghero, dem an der Küste gelegenen Fertilia, ein.
Sie fanden ein Taxi und ließen sich in die Stadt fahren.
Es ging Zamorra darum, möglichst bald mit den Beamten zusammenzukommen, die nach dem Zeitungsbericht von Touristen über den Fund einer Leiche informiert worden waren.
Aber Zamorras Enttäuschung wuchs von Minute zu Minute, als er, nach langer Wartezeit, ins Büro Kommisar Mandrinos vorgelassen wurde.
»Sie erklären mir also frei heraus, daß ich keinerlei Unterstützung von Ihnen zu erwarten habe?« fragte Zamorra.
»Wie ich Ihnen eingangs sagte«, gab Mandrino zurück.
»Sie haben kein Interesse daran, daß der Fall aufgeklärt wird?«
»Der Fall ist für uns geklärt, Monsieur«, war die lakonische Antwort.
»Das erklären Sie mir, bitte, etwas später, Kommissar.«
»Nichts zu erklären, Professore. Ein paar Tote, und kein Mörder. Ein Dämon ist kein Mensch, Monsieur. Die Polizei hat Verbrecher zu fangen, keine Geister.«
Zamorra biß sich auf die Lippen. Dann erhob er sich von dem Stuhl, den der Kommissar ihm angeboten hatte.
»Darf ich zumindest erwarten, daß Sie mir den Weg zur Schwester des letzten Opfers zeigen lassen?«
Der Kommissar grinste den Professor an.
»Sie dürfen nicht glauben, daß wir Ihnen unsere Hilfe versagen wollen, Professore. Vielleicht sind Sie enttäuscht, aber Sie kennen nicht die Sentimentalität der Sardinier, weil Sie die ganze Mentalität

nicht kennen. Bitte sehr, das soll kein billiges Wortspiel sein. Aber ich behaupte, daß Sie nicht imstande sind, sich in die Gefühle dieser Menschen zu versetzen.«

»Ich werde es versuchen«, sagte Zamorra knapp.

Wieder griente Mandrino ihn an.

»Sie haben hoffentlich viel Zeit mitgebracht.«

»Ich habe so viel Zeit, wie nötig sein wird«, gab Zamorra zurück.

»Nötig wozu?« wollte Mandrino wissen.

»Um Lo Sardo zur Strecke zu bringen.«

Das Grinsen des Kommissars wurde um einige Grade stärker.

»Lo Sardo fassen Sie nicht«, gab Mandrino zu bedenken. »Er ist kein billiger Dämon, wie er in alten Ammenmärchen vorkommt. Er ist sozusagen der Urgeist dieser Insel. Sie müßten diese Erde kennen, Professore. Die Erde, die Menschen, ihre Gefühle. Sie müßten die Geschichte kennen, um zu wissen, wo Sie Lo Sardo zu suchen haben.«

»Ich finde ihn«, sagte Zamorra überzeugt.

»Ich wünsche es Ihnen, aber ich glaube nicht daran«, sagte Mandrino.

Zamorra trat dicht an den Kommissar heran.

»Merken Sie sich meine Worte, Kommissar. Ich werde diese Insel mit meiner Begleiterin nicht eher verlassen, als bis ich dem Treiben Lo Sardos ein Ende bereitet habe. Sie können sich darauf verlassen. Er ist nicht der Urgeist, der nicht zu überwältigen wäre. Und er wäre nicht der einzige, dem ich erfolgreich begegnet wäre. Ich weiß auch, warum Sie an meinem Erfolg zweifeln. Vielleicht lassen Sie sich eines besseren belehren, wenn Sie erfahren, daß ich mehr tun werde, als die Vorgeschichte zu studieren.«

»Und was wäre das – dieses Mehr?« fragte Mandrino ein wenig belustigt.

»Ich werde diese Vorgeschichte, wenn es sein muß, erleben.«

»Das verstehe ich nicht, Professore.«

»Ich werde Ihnen Bescheid geben, wenn es soweit ist, Kommissar. Wenn Sie wünschen, können Sie an einer Demonstration teilnehmen. Ich werde mich mit Hilfe eines Amuletts von Sardos Vorgeschichte selbst überzeugen. Denn ich habe die Fähigkeit, mich in vergangene Jahrhunderte versetzen zu lassen.«

Mit offenem Mund starrte der Kommissar auf Zamorra.

»Sie können… Sie sind fähig, in längst vergangenen Jahrhunderten zu leben?« fragte er fassungslos.

»Dank meines Amuletts, und dank meiner Konzentration«, sagte Zamorra. »Wenn mir niemand Auskunft gibt, werde ich diesen Weg beschreiten. Ich werde bald wissen, wann und wo dieser Lo Sardo zum erstenmal aufgetreten ist. Und dann wird es ein Leichtes sein, seine Spur zu finden. Und ihn selbst.«

Kommissar Mandrino schüttelte den Kopf.

»Sie verstehen, Professore, daß ich das für unmöglich halten muß. Aber es ist Ihr Wunsch, den Dämon zur Strecke zu bringen. Sie gehen einen gefährlichen Weg, und Sie müssen ihn allein gehen.«

»Ich kann sogar verstehen, daß Sie mir keine Hilfe anbieten dürfen. Aber jetzt darf ich Sie bitten, mir den Weg zu Signora Cofales zu beschreiben.«

»Ich lasse Sie hinfahren«, sagte der Kommissar. »Das hat nichts mit Lo Sardo zu tun. Und Sie sollen nicht sagen, daß unsere Beamten nichts von Hilfsbereitschaft halten. Ich stelle Ihnen einen Wagen mit Fahrer zur Verfügung.«

***

Unbarmherzig trieb Lo Sardo den widerstandslosen Carlos Pelera vor sich her. Erst in der Nähe der Küste verlangsamte er das Tempo.

Er sah sich um. Aber niemand war hier zu sehen. Diesen Teil der Felsen wagte kaum jemand zu betreten.

Schwerer Granit löste sich ab mit Glimmerschiefer, und stellenweise gab es Gneisgestein. Dort, wo die Klippen am höchsten aufragten, konnte man die halbe Riviera del Corallo überblicken.

Mit Entsetzen sah der alte Spanier, daß Lo Sardo ihn direkt auf den Rand der Klippen zutrieb.

Er machte einen Ausbruchsversuch.

Aber Lo Sardo kam ihm zuvor. Er war behende und schnell.

Carlos Pelera fragte sich, ob er es mit einem Menschen oder mit einem Geist zu tun hatte.

Lo Sardo redete mit der Zunge der Menschen. Er beherrschte das Spanische wie seinen Heimatdialekt, das sardische Italienisch. Er schien wie ein Mensch zu denken.

Aber etwas an dem Vorgehen, an der unausweichlichen Gewalt, an der teuflischen Faszination, die von ihm ausgingen, ließ ihn eher mit der Welt der Geister und Dämonen in Verbindung bringen.

Pelera stand jetzt mit dem Rücken zum Felsenrand. Er war stehengeblieben, aber Lo Sardo setzte nach und gab ihm keine Chance, mit einem plötzlichen Sprung zur Seite dem Zugriff zu entkommen.

»Tritt zurück!« herrschte Lo Sardo den alten Mann an.

»Ich werde stürzen!« sagte der Spanier mit zitternder Stimme. Todesfurcht war darin zu hören, höchste Panik.

»Tritt zurück«, sagte Lo Sardo noch einmal.

Als der Spanier keine Anstalten machte, der Aufforderung nachzukommen, kam der Unheimliche noch zwei Schritte näher.

Noch einen letzten Schritt, noch einen halben Meter.

Jetzt streckte er die Arme aus, die wie riesige Flügel aussahen, so weit bauschten sich die großen Ärmel aus dunklem Tuch.

Carlos Pelera erging es nicht anders als den ersten Opfern des

Unmenschen.
Etwas widerstrebte ihm, sich von diesen Riesengreifern nur berühren zu lassen.
Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Noch hatte er den festen Boden des Granitgesteins unter den Füßen.
»Du hast die Wahl gehabt, Carlos Pelera!« rief der Dämon ihm entgegen. »Du hättest die Insel verlassen können. Nun wirst du sie durch die Luft verlassen. Da unten wartet schon das Meer auf dich.«
Und Lo Sardo kam heran. Immer näher.
Pelera wich noch weiter zurück.
Aber der Teuflische vor ihm gab nicht nach. Wieder kamen die Arme nach vorn geschossen. Jetzt versuchte Lo Sardo, den Spanier zu packen.
Angewidert vor der Berührung, tat Pelera einen letzten Schritt.
Noch im Zurücksetzen spürte er, wie sein Fuß den Halt verlor.
Er riß seinen Körper herum, wollte sich noch ein letztes Mal in Sicherheit bringen, einen letzten verzweifelten Versuch machen, seinem Rächer zu entkommen.
Aber da formte sein Mund schon den Todesschrei.
Halb knickte er ein, von der schleudernden Wucht seiner Bewegung herumgerissen. Halb wich er zurück, als Lo Sardos ausgestreckte Arme auf ihn zukamen.
Nur leicht berührten die Fingerspitzen des Dämons seine Brust.
Aber es war ihm, als sei er von einem Dutzend Pfeilen getroffen, von einem ganzen Bündel von Speeren erfaßt worden.
Der Druck, der sich von Lo Sardos Fingern in seiner Brust fortsetzte, warf ihn zurück.
Verzweifelt versuchte er, das Gleichgewicht zu halten.
Umsonst!
Er stürzte, und das dröhnende Hohngelächter Lo Sardos folgte ihm bis hinab in die Tiefe.
Mehrmals schlug sein Körper im Fall auf den Klippen auf, wurde weiter nach unten geworfen, bis er in einem großen Bogen hinaus aufs Wasser geschleudert wurde.
Carlos Pelera war schon tot, noch bevor sein Körper die Oberfläche der See berührte.

***

In den Tagen darauf erzählten sich Touristen aus der Gegend, daß sie einen merkwürdig großen Vogel gesehen hatten, der mit großer Leichtigkeit sich auf den Klippen bewegt hatte.
Er sah aus wie ein Drachen, meinten einige.
Da niemand an Drachen glauben konnte und mochte, blieb es dabei, daß man einen selten großen Vogel aus der Ferne beobachtet hatte.

Bis die nächsten Ausgaben der Zeitungen erschienen.
Da wurden viele von Entsetzen gepackt und reisten ab.
Eine dämonische Erscheinung, an deren Existenz so wenig zu zweifeln war, wie an der eigenen, gab den Menschen ein nie gekanntes Gefühl von Grausen und Furcht.
Lo Sardo aber blieb unbehelligt, und niemand ahnte, in welcher Gestalt er sich gerade bewegte. Und noch weniger wußte man, wo er sich jeweils aufhielt.
Er kam unerwartet, wie der Pononte, der starke Wind, der herrische Sturm, der mitten an einem sonnigen Tag sich vom Westen her über die Insel hermachte. Ein Wind, der die Bäume in der Nähe des Ufers so stark bog, daß sie sich alle nach Osten neigten.
So, wie dieser Wind kam der Unbekannte, der große Rächer Lo Sardo.
Es gab Menschen im Inneren des Landes, die wußten genau, wenn Lo Sardo unterwegs war.
Das war immer dann, wenn selbst von den Wildkatzen tagsüber nichts mehr zu sehen war, die es noch so zahlreich gab.
»Wenn die Katzen nicht fauchen und streunen, ist Lo Sardo unterwegs.« Das gehörte zum Wissen der Menschen um die ureigenen, uralten Dinge und Geheimnisse der Insel.
Und so war auch Zamorra nicht verwundert, als er diese Worte aus dem Mund der Schwester von Marun Cofales hörte.
Ein Beamter hatte ihn und Nicole Duval ins Dorf hinausgefahren.
Gastfreundlich, wie die einfachen Menschen hier waren, machte sich die Frau sogleich daran, vom besten auf den Tisch zu stellen, das sie im Hause hatte.
Als der Hauptgang, eine prächtige Fischsuppe nach einem uralten Hausrezept, auf dem Tische stand, glaubte vor allem Nicole Duval, eine Spezialität aus einem First Class Hotel zu genießen.
Professor Zamorra konnte ihren Appetit nicht teilen.
Er war hier, um von der Frau ein paar Einzelheiten zu erfahren.

***

Maruns Schwester wollte auch den Fahrer des Polizei-Jeeps zum Essen einladen. Aber dieser wehrte dankend ab.
»Ich muß dringend zurück zum Dienst«, sagte er. »Ich darf Sie gegen abend abholen, Professore.«
»Gut«, meinte Zamorra. »Es sind ja nur wenige Minuten Fahrt, und ich nehme das Angebot an. Außerdem möchte ich Sie bitten, mein Gepäck inzwischen ins Hotel Splendido bringen zu lassen. Wir haben dort zwei Zimmer gebucht, und schließlich soll das Gepäck nicht zu lange im Büro des Kommissars stehenbleiben.«
»Das wird erledigt, Signore«, sagte der Beamte.

»Und wird es möglich sein, einen Wagen zu mieten?« fragte Zamorra.

»Das ist nicht ganz leicht, aber immerhin gibt es ein paar Amerikaner, die sich ab und zu einen Wagen leihen. Ich glaube, ich werde jemand ausfindig machen.«

Damit verabschiedete sich der Beamte, und die übrigen begannen mit dem Essen.

Nur stockend kam ein Gespräch in Gang. Maruns Schwester war noch zu tief in ihrem Schock über den Tod des Bruders befangen.

Aber sie schöpfte neue Hoffnung, als Zamorra ihr von seinen erfolgreichen Abenteuern mit ähnlichen dämonischen Wesen wie Lo Sardo berichtete.

»Jeder kennt ihn«, sagte die Frau. »Und keiner weiß, wo er wohnt.«

»Er ist ein Mensch?« fragte Nicole Duval.

Da schüttelte die Frau den Kopf.

»Kein Mensch und kein Tier und kein Teufel. Von allem ein Stück. Aber er weiß und kann mehr als ein Mensch.«

»Ich habe in den Zeitungen von Paris über die anderen Fälle gelesen«, fuhr der Professor fort. »Mich interessiert wie weit die einzelnen Orte auseinanderliegen. Kann man sie besichtigen?«

Die Frau nickte.

»Zweimal im Norden oben, am Rande der Wälder von Nurr«, sagte sie leise. »Vor der großen Stadt drüben.«

Zamorra dachte nach.

»Sie meinen die Stadt Sassari, nicht wahr?«

Wieder ein kurzes Kopfnicken.

»Und die übrigen Male?« fragte Zamorra weiter.

»Viel weiter unten im Süden, in der großen Bucht. Und fast gleich nach dem ersten Fall. Lo Sardo ist mächtig. Er muß durch die Luft fliegen können. Er ist schneller als jeder Mensch.«

»Wie heißt die große Bucht, Signora?«

»Es ist der Golf von Oristanao«, war die Antwort.

»Und alle Opfer des Unbekannten waren Spanier, oder Nachkommen von Spaniern, soviel ich weiß?«

»Ja«, bestätigte die Frau.

»Dann habe ich noch zwei Fragen, Signorina.«

»Bitte, Signor.«

»Erstens: kann ich die Stelle besichtigen, wo Lo Sardo Ihren Bruder überfallen hat? Und zweitens: gibt es einen ortskundigen und furchtlosen Menschen, der mir gegebenenfalls als Führer dienen könnte? Er soll es natürlich nicht umsonst machen.«

»Fragen Sie nach Capo Caccia«, murmelte die Frau fast unverständlich. »Und dann fragen Sie nach der Neptunsgrotte. Ich kann Ihnen die Stelle selbst nicht zeigen, Professore. Mich bringt weder Mensch noch Geist dorthin.«

»Ich verstehe«, gab Zamorra zurück. »Niemand wird das von Ihnen verlangen, Signora.«

»Und was Ihren Führer betrifft – si, si, Signor. Es gibt einen. Nur einen einzigen. Es ist ein junger Mann, eigentlich ein Jüngling noch. Nett, bescheiden, hilfsbereit, und sehr arm. Übrigens war sein Vater das erste Opfer des Teufels.«

»Auch ein Spanier?«

»No, no. Längst Sardinier geworden. Aber Lo Sardo hat da wohl herausgefunden, daß die Familie früher ebenfalls aus Spanien gekommen ist.«

»Und wo wohnt der junge Mann?«

»In Sassari drüben. Viele halten ihn selbst für einen echten Sarden. Im Umkreis von dreißig Meilen kennt jeder seinen Namen. Er hat einmal drei Banditen unschädlich gemacht, die das Haus seiner Nachbarn anzünden wollten. Drei Mann gegen einen Jungen, Signor! Bedenken Sie!«

»Wie heißt dieser junge Mann?« wollte Zamorra wissen.

»Fragen Sie nur nach Marcello. Jeder wird Ihnen zeigen, wo er wohnt. Sie finden ihn am Rande der Stadt, in einer der Hütten, wie sie sich die Hirten bauen. Und ich schreibe Ihnen eine Zeile für ihn auf. Dann weiß er, daß Sie von mir kommen.«

»Danke, Signora. Sie haben mir schon ein gutes Stück weitergeholfen.«

»Ich tue alles dafür, um Lo Sardo zu fangen«, sagte Maruns Schwester, und jetzt leuchteten ihre Augen zum erstenmal auf.

Stolz, dachte Zamorra. Der Stolz und die Rache. Die alten, unverbrüchlichen Gefühle. Gleichgültig, ob es sich um Sarden oder um Spanier handelte. Sie standen sich darin in nichts nach.

Zamorra ließ sich noch einiges über das Land und die Bewohner berichten, und die Frau wurde zusehends zugänglicher. Bereitwillig gab sie Auskunft und konnte Zamorra manch interessante Einzelheit berichten.

Als der Beamte zurückkam, waren ein paar Stunden vergangen, in denen Zamorra einen Einblick in Land und Geschichte Sardiniens bekommen hatte.

Vor allem wußte er, daß ihm kein Sarde bei der Suche nach dem Dämon helfen würde.

Freundlich bedankte er sich bei der Frau.

»Sie müssen kommen, Professore«, sagte sie nur zum Abschied.

»Was meinen Sie?« fragte er, da er nicht ganz verstand.

»Professore müssen kommen. Ich muß hören, was Sie unternehmen, ich muß wissen, wann Lo Sardo bestraft ist.«

»Sie glauben also, daß es mir gelingt?«

»Sie sind der Mann, der dem Bösen überlegen ist, Signor. Ich spüre

das. Ich weiß es. Sie werden Lo Sardo vernichten. Und ich muß wissen, wie Sie ihn fangen.«

»Ich verspreche es Ihnen, Signora. Danke für Ihre Gastfreundschaft. Und Sie hören von mir, sobald ich Erfolg habe.«

»Vaya con Dios«, sagte Maruns Schwester zum Abschied.

***

Der Beamte fuhr sie in die Stadt zurück.

»Das Gepäck ist im Splendido«, sagte er unterwegs. »Und vor dem Hotel steht ein Wagen. Hier sind die Schlüssel, Professore. Der Kommissar hat sich selbst darum bemüht.«

Zamorra konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Wollte der Kommissar sich dafür erkenntlich zeigen, daß er ihm bei der Suche nach Lo Sardo nicht direkt Hilfe zusagen konnte?

Die Antwort konnte Zamorra sich selbst geben.

Aus dem Gespräch mit Maruns Schwester hatte er unmißverständlich die Hintergründe für ein solches Denken erfahren.

Für einen Sarden war es der beschlossene Tod, wenn er den Urgeist seiner Heimat jagte. Selbst, wenn der ihm ein Unrecht zugefügt hatte.

Hatte der Kommissar nicht deutlich zu verstehen gegeben, daß man gegen Geister nicht antrat? Daß man ihr Wirken und ihren Einfluß in den Bereich der irdischen Zauberkräfte zählte?

Zamorra stellte also keine Fragen mehr. Er dankte dem Fahrer, der ihn und Nicole vor dem Hotel Splendido absetzte.

Sie betraten die Hotelhalle, trugen sich ins Gästebuch ein und ließen sich die Zimmerschlüssel geben.

»Nicht gerade exklusiv, aber pieksauber«, stellte Nicole fest. »Das reicht fürs erste. Würdest du mir deinen Schlachtplan erläutern, Professor?«

Zamorra antwortete nicht gleich.

Er war ans Fenster getreten. Nicole sah, daß er in Richtung des Meeres blickte.

Dort drüben mußten die Klippen sein, wo Marun Cofales sein Leben gelassen hatte.

Wie mechanisch ging die Hand Zamorras zu dem Amulett, das er ständig an einer kleinen Kette um seinen Hals trug.

Als er sich umwandte, sah sie die Entschlossenheit in seinen Augen.

Und genauso entschlossen klang seine Stimme.

»Wir gehen in vier Etappen vor«, begann er.

Nicole Duval wartete gespannt. Sie fragte nicht weiter. Sie sah, wie die Konzentration in seinem Hirn ihm ein paar kräftige Falten auf die Stirn zeichnete.

»Erstens«, sagte er, »Besichtigung des Tatorts bei der Neptunsgrotte. Das wird gleich morgen am Vormittag geschehen. Zweitens: am

Nachmittag eine Fahrt nach Sassari.«
»Um diesen Marcello zu suchen?«
»Ja, Nicole.«
»Und drittens?« kam die Frage des Mädchens.
»Der dritte Schritt ist die Suche nach Lo Sardo«, kam die prompte Antwort.
Und Nicoles Frage nach dem vierten und letzten Schritt kam ebenso rasch und entschlossen.
»Viertens«, sagte Zamorra, »wird Lo Sardo vernichtet.«

***

Lifar Georghiu, ein griechischer Bauer, war zumindest für sardische Verhältnisse ein reicher Mann.
Er wohnte im Osten der Insel, in der Nähe der Stadt Orune. Hier hatte er drei kleine Pflanzungen mit Feigen und Datteln. Er konnte sogar ein kleines Exportgeschäft betreiben, und seine Früchte waren im Ausland sehr begehrt.
Mehr noch, besonders in Frankreich und England, schätzte man ein anderes Produkt Georghius. Das war der echte Dattelwein, den er nach uraltem griechischem Rezept herstellte.
Er und seine Familie, die aus seiner Frau und drei Söhnen bestand, waren stolz darauf, daß jede einzelne Frucht aus den Samen kam, die vor mehreren hundert Jahren aus der Heimat nach Sardinien gebracht worden waren.
Der Grieche war beliebt, obwohl er wegen seines Erfolges auch seine Neider hatte. Aber er war ein großzügiger Mann. Und die ganze Umgebung kannte ihn als einen, der niemanden fortschickte, wenn er Hilfe brauchte. Vor allem waren die Landbewohner eine ihrer größten Sorgen los, die in anderen Gegenden die Bevölkerung bedrückten: es gab Arbeit für sie.
Arbeit zu finden, war auf der Insel oft schwieriger, als ein Stück Land oder eine Hütte zu haben.
Georghiu verstand es, die Leute für die Arbeit zu begeistern. Sie alle hatten teil an dem Erfolg, den die kleinen Felder abgaben.
Aus diesem Grunde war der Grieche auch nicht der verhaßte Fremde für sie.
Als nun die ersten Nachrichten von dem ungeheuerlichen Treiben Lo Sardos allmählich verbreitet wurden, fühlten sich alle sicher vor ihm.
Die Leute standen zu Georghiu, und er selbst wehrte ab, wenn man ihn auf Lo Sardo hin ansprach.
»Alghero ist weit weg«, pflegte er zu sagen. »Und Lo Sardo hat es nur auf die Spanier abgesehen. Er kennt mich gar nicht, er hat noch nie etwas von mir gehört. Unmöglich, daß er alle Menschen kennt, die nicht auf der Insel geboren wurden. Nein, mir ist nicht bange vor ihm.

Ich habe mich niemals gefürchtet, und notfalls werde ich mich meiner Haut zu wehren wissen.«

Der einzige Kummer, der die Menschen in dieser Gegend beschäftigte und manchmal in Schach hielt, waren die Banditos aus den Bergen.

Sie brachen über das Land herein wie ein Wirbelsturm. Sie tauchten unvermittelt auf, verwüsteten die Felder, stahlen oft ganze Ernten und brachten die Kleinbauern an den Rand des Ruins.

Die Polizei war machtlos gegen sie. Und mancher wußte zu berichten, daß bestimmte Beamte selbst Mitglieder einer der Banden waren.

Diesen Banditos konnte man nur mit äußerster Entschlossenheit begegnen. Georghiu und seine Söhne besaßen diese Entschlossenheit. Mit ihrem ganzen Einsatz und Mut verteidigten sie die Felder und ihr Haus, wenn eine kleine Schar dieser Bergbanditen versuchte, ihnen Leben und Existenz zu gefährden.

Mehr als einen Angriff hatten sie erfolgreich abgewehrt.

Im Laufe der Jahre hatten sie mit einigen zuverlässigen Landarbeitern ein bestimmtes Warnsystem entwickelt.

Dauernd waren Wachen auf den Feldern und den Waldwegen, die zu den kleinen Siedlungen führten. Jeder Fremde wurde beobachtet, und das Dorf war gewarnt, bevor die Banditen es erreicht hatten.

Bisher war jeder Angriff erfolgreich abgewehrt worden.

An diesem Abend hatte Lifar Georghiu selbst einen Teil der Wache übernommen.

Und als er an seinem Standort das plötzliche Geräusch in seinem Rücken hörte, konnte er es nur mit den Banditos in Verbindung bringen.

Er schnellte herum, als das leise Knacken hinter ihm ertönte.

Aber er konnte nichts und niemand erkennen. Da glaubte er, sich getäuscht zu haben.

***

Angestrengt sah der Grieche um sich. Im stärker werdenden Dunkel der Nacht waren nur schemenhafte Umrisse zu erkennen.

Drüben, keine tausend Schritte entfernt, lag das Dorf. Die Hütten mit ihren kegelartigen Dächern hockten wie geduckt auf dem Erdboden.

Und nach rechts hin erstreckten sich die Felder. Hinter ihm war der Wald.

Und von da war das fremde, eigenartige Geräusch gekommen.

So sehr sich Lifar Georghiu bemühte, er konnte nichts entdecken.

Schließlich sagte er sich, daß er genarrt worden war. Die Konzentration, die Wachsamkeit ließen jedes Geräusch als Gefahr erkennen.

»Eine Wildkatze«, sagte der Bauer zu sich selbst. »Es muß eine Katze

gewesen sein, auf ihrer nächtlichen Jagd nach Mäusen oder Ratten. Oder ein Fuchs. Die Füchse sind hier noch zahlreich.«

Lifar Georghiu ging weiter, machte seine Runde.

Drüben, auf den Wegen zwischen den Feldern, waren zwei seiner Arbeiter und ein Sohn von ihm.

Er würde sie notfalls rufen können. Sie waren aufeinander eingearbeitet, und bei jedem Verdacht auf Gefahr schlossen sie sich zur gemeinsamen Abwehr zusammen.

Auf der ganzen Runde hörte Georghiu nichts mehr. Eine Viertelstunde verging. Er hatte die kleine Schrecksekunde fast vergessen.

Aber da, als er die gleiche Stelle am Waldrand wieder erreichte, war erneut das Geräusch.

Georghiu faßte sich ein Herz und ging ein paar Schritte in den Wald hinein. Dann konnte er absolut nichts mehr sehen und mußte stehen bleiben.

Und plötzlich war das Geräusch ganz dicht hinter ihm.

»Bleib stehen, Georghiu!« flüsterte eine Stimme.

Der Grieche wollte sich umdrehen, aber die Stimme gebot ihm sofort Einhalt.

»Steh, wo du bist, und rühre dich nicht, sonst bist du ein toter Mann!« kam diese Stimme jetzt lauter an sein Ohr.

Georghiu wollte nach seinen Männern rufen. Aber die fremde Stimme hatte etwas so Bedrohliches, daß er es aufgab.

Er war sicher, daß der Fremde seine Worte wahr machen würde.

Also mußte er abwarten. Mußte versuchen, den Fremden hinzuhalten, durch Fragen abzulenken.

Bewegungslos stand er und versuchte, den Fremden an seiner Stimme zu erkennen. Möglich, daß es ein Mann aus der Umgebung war, einer der Banditos, die man schon gesehen und gehört hatte.

»Du bist ein Bandito?« fragte Georghiu den Fremden.

»Du wirst früh genug erfahren, wer ich bin«, kam die Stimme.

»Also doch ein Bandito«, sagte Georghiu, und seine eigene Stimme klang jetzt furchtlos und selbstsicher.

»Sag, was du willst«, fuhr er fort.

»Du bist ein reicher Bauer«, sagte der Fremde.

»Wir sind viele, die fleißig arbeiten«, gab Georghiu zurück. »Du weißt, daß es harte Arbeit ist, die uns Erfolg bringt.«

»Das Land ist gut zu euch«, sagt der Fremde.

»Wir machen gute Ernten«, erwiderte der Bauer.

»Es gibt andere, die weniger haben, viel weniger«, hörte Georghiu den Fremden sagen. »Und ich bin einer davon. Du wirst mir etwas abgeben davon.«

»Du kannst bei mir arbeiten, wenn du willst«, sagte der Grieche

ruhig.

Er hörte, wie der andere in ein Lachen ausbrechen wollte. Aber er schien nicht entdeckt werden zu wollen. Er unterdrückte diesen Ausbruch von bissiger Heiterkeit. Nur ein belustigtes kurzes Gurgeln in seiner Stimme sagte dem Griechen, was der Fremde von seinem Vorschlag hielt.

»Man kann schneller zu Geld kommen«, hörte der Grieche den Fremden sagen.

»Du spannst mich auf die Folter, Bandito«, sagte er gereizt. »Sag, was du haben willst. Aber ich sage dir vorher, daß du es nicht bekommst. Wir sind bereit, dich zu empfangen, wenn du kommst. Du und deine Horde. Ihr seid nicht die ersten, die wir jämmerlich in die Flucht geschlagen haben.«

Jetzt lachte der Fremde halblaut auf.

»Ich komme mit keiner Horde, ich komme mit keinen Banditen«, sagte er.

»Du bist allein?« fragte Georghiu.

»Ich bin allein. Ich komme immer allein.«

»Ich werde dich erkennen, wer du auch bist.«

»Das hat Zeit. Du wirst wissen, wer ich bin. Sobald ich dein Geld habe.«

»Also sag, wieviel.«

»Zehntausend, Georghiu. Aber glaube nicht, daß ich Lire meine.«

»Was sonst?« fragte der Grieche.

»Dollar«, sagte der Fremde.

Dem Griechen verschlug es die Sprache.

»Träumst du?« fragte er dann. »Weißt du, was zehntausend Dollar für einen sardischen Bauern sind? Das verdiene ich mit meiner Familie in zwei Jahren nicht.«

»Du hast es aber verdient, in vielen Jahren hast du es gespart, Bauer. Du wirst in die Stadt gehen und das Geld auf der Bank einlösen. Dann hörst du von mir. Wir treffen uns hier, an derselben Stelle. Du wirst erfahren, wann das sein wird.«

»Es wird niemals sein«, sagte Georghiu. »Wer du auch bist, du wirst von einem Georghiu niemals eine Lira oder einen einzigen Dollar erhalten.«

»Du wagst zu widersprechen, du Hund?« rief der andere aus, und er ließ jetzt alle Vorsicht außer acht. Seine Stimme wurde immer lauter, immer drohender.

»Du wirst dich nicht weigern, Georghiu. Mit mir legt man sich nicht an, das mußt du dir merken. Tritt aus dem Wald, und du wirst wissen, mit wem du es zu tun hast. Los, beeile dich. Sardinien ist groß, und ich muß weiter. Heraus auf den Weg mit dir, Georghiu!«

Im gleichen Augenblick spürte der Grieche einen harten Gegenstand

in seinem Rücken. Es war die Klinge eines Schnappmessers.

Diese Drohung war eindeutig. Im Augenblick konnte Georghiu sich nicht zur Wehr setzen. Eine falsche Bewegung, und der Fremde würde zustechen.

Langsam trat er auf den Weg am Waldrand zurück.

»Dreh dich jetzt um!« befahl die Stimme des Fremden.

Lifar Georghiu kam auch diesem Befehl nach.

Aber zunächst sah er nichts als die dunkle Masse des Waldes vor sich. Dann aber löste sich eine dunkle Gestalt, kam wie ein mächtiger Schatten auf ihn zu.

Und kam näher, Schritt für Schritt.

Der Grieche erkannte, daß der Fremde eine schwarze Maske trug, und der ganze Körper in schwarzes Tuch gehüllt war.

Jetzt war der Fremde ganz dicht heran.

Georghiu sah, wie er die Arme ausbreitete. In seiner rechten Hand blitzte die Klinge des Schnappmessers.

Der Bauer wurde von Furcht gepackt. Da vor ihm stand kein gewöhnlicher Mensch. Das war eine dämonische Erscheinung. Eine Art Riesenvogel, eine Figur wie ein Drachen oder eine überdimensionale Fledermaus.

Das Dunkel der Nacht machte die Erscheinung noch unheimlicher.

»Da du dich weigern willst, wirst du jetzt gleich hören, wann ich dich hier erwarte. Du wirst in vier Tagen an dieser Stelle sein, zur gleichen Zeit, Bauer! Und du wirst mir die zehntausend Dollar bringen!«

»Und wenn ich mich weigere?« fragte Georghiu.

Da sah er, wie der Fremde in eine unsichtbare Tasche in seinem Gewand griff.

Gleich darauf hatte er ein Stück Tuch in der Hand.

Er kam noch näher und hielt es dem Griechen dicht vor die Augen.

Georghiu sah einen großen Buchstaben, der auf den Stoff gemalt war.

Ein großes »G«.

»Du willst mich umbringen!« preßte er mühsam hervor. »Der Buchstabe steht für meinen Namen, nicht wahr?«

»Nein, Bauer, du irrst dich. Der Name steht für ›Greco‹, für den Griechen.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Ich werde es dir sagen, Bauer. Diese Insel war einmal ein gutes Land. Bis die Fremden über das Meer kamen. Sie kamen und raubten und töteten und nahmen sich unsere Insel. Sie kamen aus allen Richtungen, in allen Jahrhunderten. Sie nannten sich Römer und Goten, sie hießen Spanier und Genuesen. Es kamen die Ligurer und brannten nieder, was sie fanden. Es kamen die Griechen und raubten, was ihnen in die Hände fiel. Nur Tod kam über die See, Tod und Vernichtung. Und nun werden die vernichtet, die zu uns kamen.«

Da dämmerte es Georghiu. So konnte nur einer sprechen.

So redete nur der Dämon der Insel, der Urgeist, der nicht zur Ruhe kam und seine Rache über alle Jahrhunderte ausüben mußte!

»Du bist kein Bandito!« stöhnte der Grieche auf.

»Das sagte ich dir!« war die Antwort.

»Und wer bist du?« fragte Georghiu.

Statt einer Antwort griff der Fremde wieder in sein schwarzes Gewand und brachte ein zweites Stück Tuch zum Vorschein.

Als Georghiu das große »S« darauf sah, wußte er, wer sein Gegenüber war.

Brachte keinen Ton mehr heraus. Er schloß wie gepeinigt die Augen.

Als er sie wieder öffnete, war die Erscheinung verschwunden.

Aber der Grieche wußte, daß es Lo Sardo gewesen war, der ihn bedroht hatte. Um Hilfe rufend lief er mit mächtigen Schritten auf sein Haus zu.

***

Professor Zamorra und Nicole Duval hatten sich bald überzeugt, daß man von der Küste her niemals die Spur Lo Sardos finden würde.

»Alles bleibt zunächst Theorie«, sagte der Professor. »Und wir wissen noch zu wenig.«

»Trotzdem ist sicher, daß dieser Unheimliche keine Gewalt anwendet«, warf Nicole ein.

»Jedenfalls nicht direkt«, gab Zamorra zurück. »Seine Gewalt ist anders. Er muß über eine Macht verfügen, die das Opfer allein durch den Schock tötet. Nur der Anblick Lo Sardos reicht aus, das Opfer in den Tod zu treiben.«

»Ja, so muß es sein. Hier sind nirgends Spuren von einem Kampf zu finden. Weder oben auf den Klippen noch unten am Strand.«

»Wobei natürlich die Steine eine solche Spur überhaupt unmöglich machen«, erwiderte Zamorra. »Klar ist mir bis jetzt nur, daß Lo Sardo seine Opfer immer auf die Klippen zutreibt. Das muß seine Hintergründe haben. Alle Toten, die er auf dem Gewissen hat, sind an den Klippen abgestürzt.«

»Ja, Zamorra. So, als wollte er, daß alle in der See versinken.«

»Das stimmt nicht ganz«, wandte der Professor ein. »Warum malt er die Buchstaben auf die Rücken der Toten? Das muß eine bestimmte Bewandtnis haben. Er kann also gar nicht wünschen, daß seine Opfer ertrinken.«

»Ja, du hast recht. Er treibt sie nur auf die Klippen, damit sie abstürzen. Dann hinterläßt er sozusagen seine Visitenkarte.«

»Richtig. Und jedesmal ist es ein großes ›M‹, und darunter ein großes ›S‹.«

»Das letztere steht für ihn selbst: Lo Sardo, der Sarde, der Geist der

Insel Sardinien.«
»So muß es sein«, bestätigte Zamorra. »Und was der erste Buchstabe bedeutet, wird uns hoffentlich dieser Marcello sagen können. Ich hoffe, daß wir ihn finden. Laß uns zurückfahren. Dann nehmen wir den Wagen und fahren hinüber nach Sassari.«
Sie stiegen in das gemietete Motorboot und fuhren zurück zur Stadt. Bald darauf waren sie in dem Wagen unterwegs, den der Kommissar für sie gemietet hatte.
Und auch der junge Marcello war bald gefunden.
Er wohnte im Nordwesten von Sassari, in der Hütte seines Vaters, der eines der ersten Opfer Lo Sardos geworden war.

***

Sechzehn Jahre war Marcello alt, aber er besaß bereits den Mut und die Verwegenheit eines tapferen Mannes. Zamorra erkannte es an dem offenen Blick, den leuchtenden Augen des Jünglings.
»Ich werde meinen Vater rächen, Professore«, sagte er, als sie in der bescheidenen Hütte Platz genommen hatten.
Nicole sah sich während des folgenden Gesprächs unauffällig um.
Einfache Leute waren es, die Bauern und Hirten hier im Hochland.
Die Hütten hatten nur einen einzigen Raum, dessen Boden aus festgestampftem Lehm bestand. Die Wände waren teilweise mit Stroh verkleidet, und daran hingen die Küchengeräte.
In der Mitte stand ein roher hölzerner Tisch mit ein paar Hockern.
Hinter einem gewebten Vorhang standen die Betten – ebenfalls einfache Gestelle aus rohem Holz, ohne jeglichen Zierrat.
Schmuck gab es überhaupt nicht in diesen Haushalten. Die einzigen festlichen und freudigen Farben, die diese Bauern aufweisen konnten, waren die bunten Farben ihrer Trachten, die nur zu besonderen Anlässen und Feiertagen getragen wurden.
Trotzdem konnte man diese Landbewohner nicht einfach als »arm« bezeichnen. Sie hatten etwas an sich, das diese Wort nicht zuließ.
Sie waren sich dessen, was andere als Armut bezeichnen würden, gar nicht bewußt.
Sie waren einfach und bescheiden, arbeitsam, genügsam und ehrlich.
Und sie hatten Würde. In ihrer ganzen Einfachheit lag ein Schimmer von Größe. Sie waren ein Teil ihrer Insel, sie waren unverwechselbar Bewohner eines Landes, auf das sie stolz waren, wie ihre Väter, wie die Urväter ihrer eigenen Väter schon.
Diese Haltung sprach auch aus den Worten Marcellos.
»Ich bin Sarde, Signor«, sagte er zu Zamorra. »Wir sind alle Spanier gewesen, durch unsere Geburt, durch unsere Heimat. Aber wir fühlen uns hier zu Hause.«
»Dazu gleich die erste bittere Frage, Marcello«, sagte der Professor.

»Sind wir richtig informiert, daß alle Opfer Lo Sardos spanischen Ursprungs sind?«

»Ja, Professore. Der sardische Teufel jagt nur die Spanier. Er will uns nicht auf der Insel haben. Wir wissen es.«

»Und was bedeutet dann das seltsame Zeichen? Dieses durchgestrichene ›M‹?« fragte Zamorra weiter.

»Ich vermute, daß es ›Morra!‹ bedeuten soll«, war Marcellos Antwort.

»Das italienische Wort für ›stirb‹, nicht wahr?«

»Ja, Professore. Es ist Lo Sardos Zeichen, daß er den Tod des Betreffenden wünscht. Und Tod heißt ›morte‹, also kann das Zeichen für ›Tod‹ stehen. Oder eben für ›Morra‹: du sollst sterben.«

»Das wäre eine Erklärung«, meinte der Professor. »Geben wir uns also vorläufig damit zufrieden. Die nächste Frage ist weit schwieriger zu beantworten: Wo hält sich Lo Sardo auf? Hat er einen richtigen Wohnsitz, von dem aus er operiert? Und woher weiß er, wo sich Nachkommen von Spaniern aufhalten?«

»Das sind mehrere Fragen, Signor«, sagte Marcello. »Gemeinsam sind sie zu beantworten: Lo Sardo kennt sich auf der Insel gut aus. Er muß weit umherkommen. Er kennt alle Namen und alle Familien. Wo er wohnt, weiß natürlich niemand. Aber es kann nicht an der Küste sein.«

»Woraus schließt du das, Marcello?« fragte Zamorra.

»Hier gibt es nicht den Lehm, die Kreide, mit denen er die Zeichen malt.«

»Aha. Und wo gibt es die?«

»Im Innern der Insel. Da gibt es manchmal Kreidefelsen und Lehmboden. Und ich bin sicher, daß auch Lo Sardo irgendwo im Inneren der Insel lebt.«

»Warum?«

»Weil ein Sardinier sich nur dort wohl fühlen kann. Rings um die Insel gibt es die neuen, großen Städte. Dort kommen die Fremden hin, dort sind Touristen, dort leben sie bis in die Nacht hinein, trinken und singen und führen sich wie toll auf. Dort kann kein Sardinier leben und sich gut fühlen. Der Sarde muß das Land haben, den Boden, die fruchtbare Erde, seine Schafe und seine Früchte. Er lebt nicht gut in der Stadt. Nur einige haben es gelernt.«

»Ich verstehe«, sagte Zamorra darauf. »Du meinst also, daß auch Lo Sardo, als echter uralter Geist dieser Insel, nicht an der Küste leben kann?«

»Niemals«, war Marcellos Antwort. »Dort sucht er nur seine Opfer. Er weiß, daß er sie an der Küste findet. Dort leben die Fremden, die er haßt.«

»Dann müssen wir ihn im Innern der Insel suchen«, meinte Zamorra. »Das ist keine leichte Aufgabe, wenn wir bedenken, welche Größe

Sardinien hat.«

»Wir können überall auf ihn treffen«, sagte Marcello. »Wir müssen ihn suchen, überall. Wenn er ein Mensch ist, kann er ein Haus haben, irgendwo. Ist er ein Geist, dann kann er in Höhlen leben, in einer Grotte, in einer unzugänglichen Schlucht. Ich werde meinen Freund Enzio fragen. Der kennt die Insel genau. Der weiß, wo sich ein Dämon wie Lo Sardo aufhalten kann.«

»Wer ist das, dieser Enzio?«

»Ein echter und stolzer Sarde, Professore. Aber ein guter Mann. Ein Hirt, etwa dreißig Jahre alt. Ich glaube, er weiß selbst nicht, wie alt er ist.«

»Und wo ist er, dein Freund?« fragte Zamorra.

»Mal hier und mal dort«, kam die schnelle Antwort. »Er hütet die großen Herden der reichen Viehbauern. Er treibt die Tiere über das Hochland. Er ist mit den Herden viel unterwegs. Jetzt müßte er drüben in den Montes sein. Das ist das Hügelland im Osten der Stadt.«

»Kommt man mit einem Wagen dorthin?« fragte Zamorra.

Der junge Mann nickte eifrig.

»Si, si, Professore. Wir können fahren. Wann immer Sie mögen. Marcello begleitet Sie – und die Signorina.«

Zamorra mußte schmunzeln.

»Woher weißt du, daß die junge Dame eine Signorina ist?« fragte er.

»Sie kann nicht die Signora sein, nicht Ihre Frau«, sagte Marcello.

»Das mußt du mir erklären«, sagte Zamorra ein wenig belustigt.

Marcello zögerte nicht eine Sekunde.

»Sie sind ein berühmter Mann, Professore. Und die Signorina bewundert Sie sehr. Ihre Augen hängen an Ihnen, wenn Sie erzählen.«

»Aber das kann doch auch eine verheiratete Frau tun – ihren Mann bewundern.«

»Ja, Signor, und nein. Die Signorina bewundert etwas, was sie nicht selbst hat. Eine Signora bewundert alles an ihrem Mann, bis es ein Teil von ihr selbst geworden ist, verstehen Sie?«

»Ich kann mir vorstellen, was du meinst, Marcello.«

»Sehen Sie: dann, wenn der Mann mit allem ihr eigen ist, wird die Bewunderung kleiner. Sie wird wie eine Gewohnheit. Dann strahlen die Augen nicht mehr so in vollem Glanz. Aber die Augen der Signorina glänzen und funkeln, wie die großen Sterne am Nachthimmel. Das ist Bewunderung, Professore, und man muß Sie beneiden.«

»Du kannst mich auch um die Signorina beneiden«, meinte Zamorra. »Sie ist eine großartige, fabelhafte Sekretärin. Und eine gute Freundin.«

»Ich weiß«, sagte Marcello. »Ich sehe es. Und wenn sie nicht Ihnen gehören würde, Signor, dann müßte sie mein werden.«

»Oho!« machte da Nicole Duval. »Und du glaubst, daß es dir gelingen würde, mich zu erobern?«

»Si, Signorina.«

»Aber du bist noch sehr jung, Marcello«, wandte Nicole ein.

»Junges Blut, sehr großes Feuer«, meinte Marcello, und Nicole konnte nicht umhin, sein Lächeln zu erwidern. Es war sehr selbstsicher, ein wenig selbstgefällig sogar, aber offen und ehrlich.

»Ich sehe, daß hier mehrere Gefahren auf uns lauern«, meinte Zamorra und erhob sich. »Aber Marcello weiß, was er will. Er ist ein kühner und ebenso aufrichtiger junger Mann. Ich glaube, daß wir uns auf ihn verlassen können.«

»Si, Signor«, sagte Marcello bescheiden. »Ich bin bereit. Ich kenne die Aufgabe.«

Zamorra reichte ihm die Hand.

»Wir wollen uns ein wenig in der Gegend umsehen«, sagte er.

»Und morgen früh holen wir dich ab. Wir fahren ins Bergland, um die Spur Lo Sardos zu suchen.«

»Ich werde vor der Hütte stehen, wenn Sie kommen«, sagte Marcello.

Er führte seine Besucher hinaus.

Als sie im Wagen saßen, hörten sie das leise Klingen von kleinen Glocken.

»Was ist das?« fragte Zamorra.

Marcello sah zu den Hügeln hinauf.

»Das ist die große Herde«, sagte er. »Dann ist Enzio in der Nähe. Er wird mich besuchen. Das ist gut so. Wenn er hier ist, kann er auf meine Hütte acht geben, wenn wir wegfahren.«

Beim Wegfahren sah Zamorra den Hirten mit seiner Herde einen der steilen Hänge herabkommen.

***

Lifar Georghiu war mit langen Schritten auf sein Haus zugelaufen.

Sein Rufen hatte die Männer der Feldwache alarmiert. Auch sie kamen in aller Eile herbei. Ihr aufgeregtes Fragen und Antworten machte alle Hausbewohner wach.

Nur stockend konnte der Grieche berichten, was vorgefallen war.

»Es war Sardo!« sagte er, immer noch keuchend von der Anstrengung des schnellen Laufens. »Ich habe Lo Sardo gegenübergestanden!«

»Unmöglich!« sagte einer seiner Söhne. »Es war bestimmt einer von den Banditos!«

»Das habe ich auch gedacht«, sagte der Bauer und ließ sich am Tisch schwer auf einen Hocker sinken. »Aber dann hat er seine Forderung gestellt. Er weiß genau, was wir erspart haben. Und er war allein. Banditos treten niemals allein auf.«

»Wie sah er aus?« fragten die Männer um ihn herum. Sie standen und

warteten auf weitere Einzelheiten. Und ihre Spannung war so groß wie ihr Schrecken, so daß keiner sich zu setzen wagte. So, als wären sie auf dem Sprung, etwas zu unternehmen.

»Er sah aus wie die Nacht«, gab Georghiu nach einer Pause zur Antwort. »Zuerst war er im Wald versteckt. Dann stand er hinter mir. Hat mir verboten, mich umzudrehen.«

»Und dann?« fragten die Männer durcheinander.

»Dann habe ich mich geweigert, ihm das Geld zu geben.«

»Was will er haben?«

»Zehntausend Dollar. Und ich habe mich geweigert.«

»Und weiter?«

»Dann hat er befohlen, daß ich auf den Weg zurückgehe. Dann mußte ich mich umdrehen. Da stand er vor mir, kam immer näher, wie eine schwarze Wand.«

»Er trug einen schwarzen Mantel?« fragten die Söhne des Bauern.

»Schwarz, ja, alles an ihm war schwarz. Aber es war kein Mantel. Wie ein riesiges Tuch war das. Es bedeckte den ganzen Körper. Die Ärmel wie große schwarze Flügel.«

»Und das Gesicht?« hörte der Grieche die Männer fragen.

»Nicht zu sehen. Er trug eine schwarze Maske. Und seine Augen glühten. Vor lauter Gier und Haß.«

»Ein böser Blick?« fragte jemand.

»Ein böser, ein ganz fürchterlicher Blick«, sagte Lifar Georghiu.

»Wie bei einem Besessenen, nicht wahr?« fragte der älteste Sohn.

»Ja«, sagte der Alte mit schwacher Stimme.

Und der Sohn sagte: »Dann war es Lo Sardo!«

Alle anderen stimmten ihm zu.

Sie kannten die Geschichte des Geistes. Jeder kannte sie. Lo Sardo trat immer mit einem schwarzen Gewand auf, das ihn halb wie einen Vogel, halb wie einen Drachen aussehen ließ.

Sie alle wußten es. Schwarz wie die Nacht war er. Dunkel und glühend seine Augen. Das war der berühmte Sardonische Blick! Der böse Blick, der von der Pflanze Sardonia kam!

Der Sage nach hatten einmal vor langer Zeit die Sizilianer diese Pflanze nach Sardinien gebracht. Wer von ihr aß oder ihren Saft trank, mußte den bösen Blick bekommen.

Es stand für alle fest, daß Lifar Georghiu dem Urgeist der Sarden begegnet war.

»Du wirst ihm das Geld nicht geben?« fragten die Männer. »Nein, niemals.«

»Wann will er es haben?« wollte einer der Söhne wissen.

»Heute in vier Tagen«, sagte der Bauer. »Zur gleichen Stunde, und an derselben Stelle.«

»Dann werden wir dort sein«, erklärten die Männer kategorisch.

»Jeder von uns wird dort sein. Heute in vier Tagen. Und ohne Geld. Aber mit Messern und Fäusten. Wir werden ihn vernichten.«

»Er ist kein Mensch wie wir«, gab Georghiu zu bedenken. »Und wenn er ein Mensch war oder ist, so hat er Kräfte, gegen die wir nicht kämpfen können. Er ist gefährlich. Ihr habt von den Spaniern gehört. Sie sind in den Tod gesprungen, weil sie sich nicht von ihm berühren lassen wollten. Seine Berührung ist der Tod.«

»Wir sind viele«, sagten einige der Männer. Und einer der ältesten unter ihnen fügte hinzu, wie er sich die Überwindung Lo Sardos vorstellte.

»Du mußt hingehen, zu der Stelle, wo er dich erwarten wird. Du gehst allein, Lifar. Und du wirst einen Sack bei dir tragen.«

»Etwa mit dem Geld?« fragte der Bauer.

»Nein, Lifar. Nicht mit dem Geld. Das soll er nur denken. Wir tun irgendetwas hinein, in den Sack. Er soll auf dich warten. Er soll kommen.«

»Und dann?«

»Wir werden eher draußen sein. Wir gehen schon am Nachmittag hinaus. Du wirst uns morgen die Stelle genau zeigen. Wir brechen Zweige ab, wir fällen kleine Bäume, wir bauen uns Verstecke im Wald. Sobald wir ihn sehen, kommen wir von allen Seiten. Er kann nicht mit Blicken töten, das glaube ich nicht. Und wenn einer von uns stirbt, dann gibt er sein Leben für unsere Familie, für unser Haus, Lifar Georghiu. Lo Sardo kann sich nicht nach vier Seiten hin wehren. Und wir werden von vier Seiten kommen, mit Knüppeln werden wir ihn erschlagen. Mit Messern werden wir ihn erstechen. Und wenn es ihm nicht reicht, schlagen ihn unsere Fäuste tot. Wir sind keine Feiglinge, Lifar. Wir kämpfen gemeinsam.«

Der alte Bauer sah um sich. Er sah jedem der Männer in die Augen.

Und aus allen diesen Augen leuchteten ihm Mut und Entschlossenheit entgegen.

»Wir werden es tun, wie es dein Plan ist«, sagte Georghiu.

Lo Sardos Tod war beschlossene Sache.

Aber der Dämon sollte sie noch einmal zum Zittern bringen, wie sie es sich nicht vorstellen konnten.

***

Den ganzen nächsten Tag verbrachten Zamorra, Nicole und der junge Marcello mit Fahrten durch das Hochland. Es gab kleine Nebenstraßen, wo die ganze herbe Schönheit der Insel zutage kam, und oft auch gut ausgebaute Straßen.

Die Pracht der üppigen Natur war überwältigend. Es war nicht schwer, die eigentliche Aufgabe zu vergessen, derentwegen sie hergekommen waren.

Pinienhaine wechselten sich mit Korkeichen und Agaven ab. Auf den mittleren Höhen wuchsen Eschen, Tamarisken, Wacholder und Terebinthensträucher. Und an den südlichen Hängen, zu den Tälern hin, reiften Korn und Wein, wuchsen Orangen, Quitten, Mandelbäume und Kastanien, Brombeeren und Holunder, Eukalyptus und Artischocken.

Wo in all dieser Pracht sollte sich ein Unwesen wie Lo Sardo versteckt halten?

Man wußte, daß man mehr oder weniger aufs Geratewohl losgefahren war.

Aber Zamorra verband einen anderen Zweck mit dieser Fahrt.

Es kam ihm darauf an, mit möglichst vielen Menschen zu sprechen. Vielleicht ließ sich ein Hinweis finden, nur ein kleines Anzeichen dafür, wie man dem Rachegeist auf die Spur kommen könnte.

»Rechnen wir einmal die Küstengebiete der Insel ab«, sagte der Professor. »Wie groß wäre dann das Gebiet noch, in dem wir zu suchen hätten?«

Marcello dachte nach.

»Das sind fast zehntausend Quadratkilometer«, sagte er schließlich.

»Fast unmöglich, zum Ziel zu kommen«, meinte Nicole Duval und schüttelte ihren Blondkopf im Fahrtwind.

»Das ist gar nicht so unmöglich«, hielt ihr Marcello entgegen.

»Wenn wir täglich nur hundert Kilometer fahren, werden wir bald mehr wissen.«

Es stellte sich bald heraus, daß der junge Bergführer recht hatte.

Er kannte die Menschen der Insel. Er sah, wo Menschen der sardischen Bevölkerung lebten. Und er erkannte in anderen die Nachkommen fremder Völker.

»Wir werden nur die Leute fragen, in denen wir die Spanier erkennen«, schlug er vor. »Die Einheimischen geben uns keine Auskunft. Sie fürchten Lo Sardos Rache. Wer über ihn spricht, begeht nach ihrer Meinung einen Verrat. Aber die anderen sind verängstigt, sie haben vom Tod der Spanier gehört. Wir werden bald wissen, Professore, wo Lo Sardo sich manchmal aufhält.«

Marcello sollte auch damit recht behalten. Mit dem untrüglichen Instinkt eines mit der Natur verbundenen Menschen fand er die Plätze und Dörfer heraus, wo sich Nachkommen von Spaniern, Italienern und Griechen niedergelassen hatten.

Oft schüttelten die Leute die Köpfe, wenn Marcello aus dem Wagen stieg und sie in ihrem Dialekt ansprach.

»Nichts«, mußte er zugeben. »Die Leute sagen nichts.«

Aber dann geschah es immer öfter, daß ein kleines Aufzucken der Augen, eine fahrige Handbewegung der Leute verrieten, daß sie etwas über Lo Sardo wußten.

Drei Tage waren sie so unterwegs, und mit Hilfe der Aussagen der Bewohner konnten sie fast eine Route zusammenstellen. Einen Weg, den Lo Sardo gegangen sein könnte.

***

Am vierten Tag kamen sie an einen Fluß, der den Namen Coghinas führte. Diese Gegend war fast unbewohnt.

»Keine Menschenseele weit und breit«, sagte Nicole Duval. »Hier werden wir vergebens forschen.«

»Das glaube ich nicht, Signorina«, bemerkte Marcello. »Die Gegend ist voll von guten Verstecken. Ich weiß es von meinem Vater. Sehr oft hat man hier schon ganze Nester von Banditos ausgehoben.«

»Du meinst…?« setzte Zamorra zu einer Frage an.

»Si, Professore. Wenn sich hier ganze Banden verstecken können, ist es ein Leichtes für einen einzelnen Menschen – oder für einen Dä- mon.«

»Da magst du recht haben«, bestätigte Zamorra. »Kennst du dich aus in der Gegend?«

»Ziemlich gut«, sagte er. »Ich bin mit meinem Vater hier auf Jagd gewesen, vor einigen Jahren nahm er mich hin und wieder mit. Wir waren immer eine ganze Woche unterwegs. Und auch meinen Freund Enzio habe ich manchmal hierher begleitet. Unten in den Tä- lern gibt es gute, saftige Weide… Aber wir müßten hier am Fluß entlang.«

»Ins Gebirge hinauf?« fragte Zamorra.

»Ja. Dort oben hausen die Geister, wie man sagt. Dort gibt es verborgene Schluchten, tiefe Höhlen im Wald. Dort kann sich jemand jahrelang versteckt halten, und niemand wird ihn finden, wenn er nicht jeden Meter absucht.«

Zamorra nickte und gab Gas.

Die Straße führte jetzt ein Stück am Fluß entlang. Nach einer Viertelstunde sagte Marcello, daß sie jetzt abbiegen müßten.

»Von der Hauptstraße herunter«, meinte er. »Dann kommen wir an den See.«

»Ein See?« fragte Nicole. »Hier oben, im Hochland, mitten zwischen Hügeln und Felsen?«

»Ja, Signorina.«

»Und wie heißt dieser See?«

»Er wird vom Fluß gebildet. Der Coghinas sammelt seine Wasser in einem großen langen Becken, wie eine Talsperre. Am andere Ende verläßt er den See und fließt weiter nach Nordwesten. Der See wird nach ihm benannt. Es ist der Lago del Coghinas.«

»Nie gehört«, sagte Zamorra. »Aber es gibt zu viele Dinge auf der Welt, die man nicht kennt.«

Auch Nicole Duval hatte den Namen von Fluß und See noch nicht

gehört.

Als der Wagen aber die Steigung der Straße nahm, als sie an wildromantischen Berghängen vorbei dem Gipfel zufuhren, als die weite blinkende Fläche des unter ihnen liegenden Sees sich auftat, wußten sie, daß sie diese Namen und diese Landschaft nie vergessen würden.

Das Wasser des Sees war klar wie Kristall. Da es gegen Mittag ging, stand die Sonne fast senkrecht über dem See. In dessen Mitte spiegelte sich der goldgelbe Ball, und die Bewegung des langsam fließenden Wassers zerteilte diesen goldenen Ball in Millionen von kleinen Perlen, die über die Oberfläche zu springen schienen.

Wie unberührt lag die Landschaft vor ihnen.

Marcello zeigte zu verschiedenen Stellen hin.

»Dort links, wo die Felsen ansteigen, haben sich früher einmal die Bewohner versteckt, als die Ostgoten die Insel heimsuchten. Man sagt, daß mehrere tausend Menschen aus dem Norden in diesen Bergen lebten, ohne von den Eindringlingen entdeckt worden zu sein.«

»Ich möchte diese Felsen näher besichtigen«, sagte Zamorra.

Er lenkte den Wagen an die linke Straßenseite, wo sich ein kleines Plateau erhob. Hier konnte er gut parken.

Sie stiegen aus.

Von dem Plateau aus war fast der ganze See zu übersehen. Tief unter ihnen zog der Fluß seinen Weg unsichtbar weiter. Nur das Glitzern eines breiten goldenen Bandes verriet, daß dieses Wasser nicht stillstand.

»An die Arbeit«, sagte Zamorra und riß die anderen aus ihren Gedanken.

»Wir müssen vorankommen«, sagte der Professor. »Versuchen wir herauszufinden, ob in letzter Zeit sich jemand in den Felsenhöhlen versteckt gehalten hat. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß wir brauchbare Spuren finden. Aber auch der kleinste Hinweis kann uns weiterbringen. Klettern wir also ein bißchen. Wir bleiben auf Rufweite. Wer in Gefahr gerät oder auch nur etwas Verdächtiges bemerkt, ruft sofort die anderen und gibt ihnen Bescheid.«

Marcello nickte. Mit einem flinken Sprung war er schon an der Felsenwand. Behende kletterte er Meter um Meter voran.

Zamorra und Nicole sahen, daß der Aufstieg nicht so beschwerlich war, wie es von weitem anmuten ließ.

Zwischen den Felsblöcken hielten sich zahlreiche Gruppen von festverwurzelten Büschen und Bäumen. Man konnte sich an ihnen festhalten. Auch war die Steigung des Hanges nicht allzu steil.

Zamorra sah auf Nicole. Das Mädchen nickte ihm zu.

Wortlos trennten sie sich. Zamorra stieg links von Marcello in die Bergwand ein, Nicole nahm ihren Weg nach rechts hin.

Manchmal verloren sie sich aus den Augen. Aber jeder konnte sich an dem anderen orientieren und wußte genau, auf welcher Höhe er war.

So kletterten sie und fanden viele Einbuchtungen, kleine Höhlen, tiefer liegende Verstecke.

Bald wußte Zamorra, daß Marcello nicht übertrieben hatte.

Es gab hier so viele Versteckmöglichkeiten, daß man die Bewohner ganzer Städte unterbringen könnte. Viele der Felsnischen und Höhlen waren sogar noch auszubauen und zu vergrößern.

Und wer diejenigen angreifen würde, die sich hier im Berg eingenistet hatten, müßte in jedem Fall bald aufgeben und den Rückzug antreten.

Dieser Berg war nicht zu stürmen, wenn er erst einmal besetzt war.

***

Zwei Stunden lang suchten sie gemeinsam den Hang ab, drangen in kleine Bergnischen und Steinhöhlen ein.

Manchmal fanden sie Gegenstände, die bewiesen, daß sich hier Menschen aufgehalten hatten. Messer, eine kleine verrostete Handsäge, irdene Töpfe.

Aber nichts wies darauf hin, daß diese Gegenstände in letzter Zeit gebraucht worden waren. Alles, was Metall war, war mit einer starken Rostschicht überzogen.

Es gab keinen Beweis dafür, daß sich in letzter Zeit jemand hier aufgehalten hatte. Man hatte die wenigen Gegenstände einfach zurückgelassen, als man den Schutz des Berges wieder verlassen hatte.

Das alles konnte sich vor Jahren, ja vor Jahrzehnten abgespielt haben.

Zamorra wollte die Suche für diesen Tag schon aufgeben, als ein Zuruf Marcellos ihn aufmerksam machte.

Der junge Bergführer war inzwischen bis weit zum Gipfel des Berges vorgedrungen.

Was er sah, konnte der Professor von seinem Standort aus nicht erkennen.

Marcello gestikulierte mit den Armen und rief fortwährend etwas in seinem Heimatdialekt, das Zamorra nicht sogleich verstand. Er wußte nur, daß Marcello etwas wie »gelbe Erde« rief. Den Rest verstand er nicht.

In diesem Augenblick sah Zamorra, wie auch Nicole aufmerksam geworden war. Vorsichtig pirschte sie sich seitlich den Hang hinan, in Richtung auf Marcello.

Sie hatte ihn noch vor Zamorra erreicht, weil der Professor ein ziemlich steiles Stück des Hanges bewältigen mußte.

Marcello zeigte aufgeregt nach vorn, als Zamorra und Nicole herangekommen waren.

Der Professor sah mit Staunen, wie sich vor ihnen eine tief ausgehöhlte Versenkung auftat. Hier hatten Regen und Sturm in vielen hundert Jahren ein Stück aus dem Berg gewaschen und gefegt.

Der Hang vor ihnen war ohne Grün. Kein Baum, kein Strauch, kein spärliches Gras.

Und dann erkannten sie erst, was sich da vor ihnen auftat.

Die lehmige Erde unter dem Felsen war stellenweise mit gelblich-weißer Kreide vermischt! Der Regen hatte alles zu einem schmutzigbraunem Brei vermengt.

Aber es gab keinen Zweifel, daß es sich hier um Lehm und Kreide handelte!

»Wie ist das möglich?« fragte Marcello. »Mitten im Fels solcher Erdboden? Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Das ist gar nicht so schwer«, meinte Zamorra. »Nicht immer ist Waldboden durchgehend eine Mischung aus Humus und Sand. Wie wir aus der Geschichte der Erde wissen, haben sich Flüsse und Seen in Jahrtausenden, oft in Millionen von Jahren ihr Bett tief in die Felsen gegraben. Der Fluß da unten, mit dem See, den er füllt, kann gut sich einmal hier oben befunden haben. Diese Lehm- und Kreiderückstände lassen darauf schließen.«

»Und das ist die Kreide, die Lo Sardo für seine Zeichen benutzt«, meinte Marcello.

»Das können wir nur vermuten, aber es ist nicht unmöglich«, sagte der Professor mit Bedacht. »Es kann ja noch ganz andere Stellen geben, wo er sich dieses Material beschafft.«

»Aber hier war jemand, vor nicht langer Zeit«, sagte Marcello. Er folgte seiner neuen Wahrnehmung, ging ein paar Schritte nach vorn.

Der lehmignasse Boden ließ seine Füße einsinken.

Marcello achtete nicht darauf. Er ging weiter. Er mußte Sicherheit haben.

Und dann sah er es deutlich.

Sofort winkte er Zamorra heran.

»Da drüben«, sagte er nur.

Zamorra sah zwei Dinge gleichzeitig.

Die Fußspuren in der Lehmschicht waren nicht zu übersehen. Und er wußte sofort, daß sie ziemlich frisch waren. Nicht älter als ein paar Tage. Sonst hätte der Regen sie längst verwischt, Sonne und Wind hätten sie getrocknet.

Es war aber deutlich zu sehen, wie sich an den Vertiefungen der Fußabdrücke Wasser gesammelt hatte.

»Die Spur ist neu«, sagte Zamorra mit plötzlicher Spannung. »Hier ist jemand gewesen, erst vor wenigen Tagen.«

»Lo Sardo war hier«, sagte Marcello mit Sicherheit. Zamorra spürte, wie der junge Mann vom Jagdfieber ergriffen wurde.

»Das alles könnte reiner Zufall sein«, sagte er bedächtig. »So, wie wir uns in dieser Minute hier befinden. Auch wir würden dort drü- ben Spuren hinterlassen.«
»Professore?« machte Marcello.
»Ja, was ist?«
»Sie sagten eben, es könnte Zufall sein. Ist es denn keiner?«
»Nein«, antwortete der Professor. »Ich würde diese Spur für einen Zufall halten, wenn sie die einzige hier oben wäre. Es ist ja nicht von der Hand zu weisen, daß jemand hier eine Kletterpartie unternommen hat. Vielleicht sogar ein Fremder, ein Tourist, der sich aufs Bergsteigen versteht.«
»Und wo ist die andere Spur?« fragte jetzt Nicole.
Zamorra zeigte mit dem rechten Arm nach vorn.
»Nicht eigentlich eine Spur«, sagte er. »Aber ein Hinweis. Ich muß an das dunkle Gewand denken, das Lo Sardo immer trägt, wenn er unterwegs ist. Jedenfalls stimmen hierin alle Aussagen überein, die wir kennen.«
Nicole und Marcello sahen nach vorn.
Ein wenig rechts von der Spur im Lehm, an dem Hang, wo der Pflanzenwuchs wieder einsetzte, standen ein paar verwitterte Zwergpinien.
Und im Astwerk einer dieser Bäume hatte sich ein Stück Stoff verfangen.
Ein Stück schwerer Stoff, weiter nichts.
Zamorra zögerte nicht. Er ging auf die kleine Baumgruppe zu, löste den schwarzen Stoffetzen aus den Ästen.
»Das ist kein billiges Tuch«, sagte er. »Ein solches Gewebe kann sich kein Bergbewohner leisten.«
»Also Lo Sardo«, sagte Marcello triumphierend.
»Ich glaube, diesmal wäre es Zufall, wenn es sich nicht um ihn handelte«, sagte der Professor nachdenklich.
»Wir müssen weitersuchen«, drängte Marcello ungeduldig.
Zamorra nickte. Dann ging er voran, um den kleinen lehmigen Graben herum und auf die rechte Seite des Felsenhangs zu.
Diesmal blieben sie dicht beisammen.
Sie verbrachten noch zwei Stunden mit ihrer Suche. Aber sie fanden keine neuen Spuren. Nur einige neue Höhlen und Erdlöcher an den Hängen.
Dann trat ein, was Zamorra befürchtet hatte.
Die Sonne stand bereits dicht über dem Horizont. Die Dämmerung würde bald einsetzen. In einer Stunde mußte es bereits dunkel sein.
»Wenn wir nicht abstürzen wollen, müssen wir die Suche für heute aufgeben. Wir steigen ab, und morgen werden wir weiter suchen.«
Zamorra sah, daß Marcello diese Unterbrechung gar nicht mochte.

Der junge Mann wäre am liebsten über Nacht in den Bergen geblieben. Aber er sah ein, daß es zu gefährlich war.

So fügte er sich und stieg mit den anderen den Hang hinunter.

Als Zamorra seinen jungen Begleiter vor dessen Hütte absetzte, war der Abend schon hereingebrochen.

Sie verabredeten, am nächsten Morgen gleich nach Sonnenaufgang loszufahren.

»Das ist sehr früh«, sagte Nicole. »Ich schätze, wir müssen schon nach vier Uhr aus den Betten.«

»Dann wird es Zeit, daß wir für heute hineinkommen«, sagte Zamorra trocken.

Sie fuhren nach Alghero zurück, bestellten sich ein kräftiges Abendessen, und bald darauf schliefen sie.

Was in dieser Nacht etwa hundert Straßenkilometer entfernt geschah, hätte sie allerdings keinen Schlaf finden lassen.

Und daß sie am nächsten Tag auf eine äußerst seltsame Art überrascht werden würden, ahnten sie nicht.

***

Am vierten Tag nach der Begegnung mit Lo Sardo machten sich Lifar Georghiu, seine Söhne und Männer bereit.

Die ersten Vorbereitungen wurden schon am Nachmittag getroffen. Da niemand annahm, daß der Dämon sich früher als zu der festgesetzten Stunde einfinden würde, hatten die Männer Zeit, sich im Wald geeignete Verstecke zu schaffen.

Mit Spannung warteten sie auf die einfallende Dämmerung und die ersten Nachtstunden.

Die Zeit des Treffens rückte heran. Alle Männer waren im Wald verborgen.

Nur Lifar Georghiu selbst machte seine Runde wie immer, wenn er zwischen Haus und Feldern auf Nachtwache war.

Er hatte keine Uhr. Noch nie hatte er eine besessen. Ein solcher Gegenstand war Luxus für ihn, ein unerschwinglicher und beinahe unverzeihlicher Besitz.

Der Grieche konnte die Zeit mit fast absoluter Sicherheit bestimmen. Er lebte mit der Erde, er kannte den Stand von Sonne und Gestirnen. Und selbst bei bedecktem Nachthimmel konnte er sich nie mehr als um wenige Minuten irren, wenn es galt, die genaue Stunde zu sagen.

Sechsmal hatte Lifar Georghiu das weite Geviert seiner Felder Umschritten, als er glaubte, der Zeitpunkt für das Treffen mit Lo Sardo müsse herangerückt sein.

Er ging auf den Waldrand zu, genau zu der Stelle, wo er vor wenigen Tagen von dem Fremden überrascht worden war.

Und er brauchte nicht lange zu warten.

Allerdings hatte er sich verrechnet, was die Richtung anging, aus der Lo Sardo kommen sollte.

Der Bauer sah auf den Waldrand. In jeder Sekunde glaubte er, daß ein schwarzer Schemen sich dort lösen und auf ihn zukommen müßte.

Aber er starrte vergeblich in das Dunkel des Waldes, das durch die einbrechende Nacht noch verstärkt wurde.

Und plötzlich wußte er, daß Lo Sardo hinter ihm stand!

Er mußte von der anderen Seite, von der Straße her, gekommen sein.

Lifar Georghiu erstarrte, noch bevor er die Klinge des Messers in seinem Rücken spürte.

»Wirf deinen Sack weg, Bauer!« zischte die Stimme Lo Sardos. »Ich weiß, daß du das Geld nicht mitgebracht hast. Und nun sage mir, wie viele es sind, Georghiu!«

»Was meinst du?«

»Männer, du Dummkopf! Wonach sollte ich sonst fragen?«

»Du hast es gewußt?« fragte Georghiu ungläubig.

»Ich habe alles gewußt. Ich brauchte euch nicht einmal zu beobachten. Also sag schon, wieviel du heimtückisch gegen mich loshetzen willst.«

»Du wirst ihnen nicht entkommen«, begehrte Lifar Georghiu auf.

»Es sind mehr als zwanzig Männer im Wald. Die besten und tapfersten. Sie werden dich erledigen, sobald du mir nur ein Haar krümmst.«

»Zwanzig, sagst du? Zwanzig Männer und ein paar mehr? Dann lasse sie kommen, Bauer! Die schafft Lo Sardo ohne einen Messerstich. Zwanzig sind nicht viel. Rufe nur, und versuche dein Leben zu retten!«

Der Grieche zögerte noch. Er wollte seine Leute nicht unnütz in Gefahr begeben.

Aber der Druck der Messerklinge in seinem Rücken verstärkte sich.

Da stieß er einen langen, gellenden Schrei aus.

»Er ist hinter mir!« schrie er los. »Er kommt nicht aus dem Wald! Lo Sardo steht hinter mir, er bedroht mich mit dem Messer! Wenn ich eine Bewegung mache, ist es um mich geschehen!«

Gleich darauf hörte er, wie es im Wald zu rascheln und zu knacken begann.

Und schon brachen die ersten der Männer aus dem Unterholz. Als dunkle und unerkennbare Gestalten kamen sie auf Lo Sardo zu.

Der Dämon lachte höhnisch auf, als er die Männer kommen sah.

Mit einem kräftigen Schlag seiner linken Faust stieß er Georghiu beiseite und stellte sich den Angreifern.

»Bleib stehen, Bauer! Dich hebe ich mir für zuletzt auf. Erst einmal sollst du sehen, wie Lo Sardo sich zu verteidigen weiß. Zähl deine Männer, denn du hast sie nicht mehr lange!«

Immer näher kamen die Angreifer.

Messer blitzten dumpf auf, wenn das Mondlicht bleich auf ihre Klingen fiel. Mit geschwungenen Knüppeln kamen sie heran, Mann für Mann. Mit geballten Fäusten wollten sie auf Lo Sardo eindringen.

Der Dämon der Insel ließ sie kommen.

Dann, als der erste heran war, riß er sich die Maske vom Gesicht.

Darunter wurde sein Gesicht erkennbar, und dennoch war es nicht sein wahres Gesicht.

Von der Stirn bis zum Kinn war die Gesichtshaut mit einer gelblich-weißen Masse bestrichen.

Die Farbmischung aus Kreide und Lehm, die Zamorra mit seinen Begleitern erst vor wenigen Stunden entdeckt hatte!

Es war aber nicht diese seltsame Bemalung, dieses unheimlich bleiche Gesicht, das den Männern Furcht einjagte.

Es waren vielmehr die Augen des Inselgeistes!

Das waren keine Blicke mehr, die er ihnen zuwarf!

Das waren grelle Blitze, die er gegen sie schoß!

Die Augen wirkten seltsam leblos und durchsichtig, wie in Trance.

So mußte ein Wahnsinniger aussehen, der zu einem Amoklauf ansetzte!

Die Männer standen starr vor Schreck.

Und im nächsten Augenblick schlug Lo Sardo zu. Zum erstenmal.

Es war der älteste Sohn Georghius, der ihm am nächsten war.

Er riß ihn zu sich heran, schlug ihm mit der harten Kante seiner Rechten das erhobene Messer aus der Hand.

Schon war diese Hand Lo Sardos wieder in der Luft, holte zu einem neuen Hieb aus. Und diesmal traf der Schlag das Genick des jungen Mannes.

Der Sohn des Bauern kippte um wie ein Baumstumpf, wie vom Hieb einer starken Axt gefällt.

Nun war Lo Sardo in seinem Element.

Er hatte die Männer mit seinen Worten nur warnen und einschüchtern wollen.

Er fuhr mitten in die Gruppe der Männer hinein. Wer ihm vor die Augen kam, mußte diese tödlichen Blitze aus Haß und Rachlust hinnehmen. Sie schienen in die Körper der Männer zu dringen wie Feuerstrahlen.

Vereinzelt hoben sich Arme und Hände zur Abwehr.

Aber Lo Sardos Körper schien unverwundbar zu sein.

Er steckte die Schläge und Stiche von Keulen und Messern ein, als handle es sich um Regentropfen oder Mückenstiche.

Einmal stand er, griff mit beiden Händen nach rechts und links, zog zwei der Angreifer heran, würgte jeden mit einer Hand. Und der Druck dieser geisterhaften Hände war so stark, so ungeheuer, daß er die Männer tötete.

Mit einem Wutgeheul stürzten sich die nächsten auf Lo Sardo.

Keiner wollte als feige gelten. Keiner dachte an Flucht.

Wenn sie vorher bereit zum Kampfe gewesen waren, so wurde ihr Haß gegen diese dämonische Erscheinung nur noch gesteigert, als sie ihre Freunde sahen, die wimmernd am Boden lagen oder schon ihren Geist aufgegeben hatten.

In dieser Minute wußte niemand, wieviele der Männer noch lebten.

Und Lo Sardo ließ nicht nach. Er entfesselte eine wahre Vernichtungsschlacht unter diesen Männern.

Grell drangen die Blitze aus seinen Augen in die Brust seiner Angreifer. Mann auf Mann fiel diesen Blicken aus Feuer und Tod zum Opfer.

Lo Sardo wütete wie ein Orkan.

Nur Minuten noch dauerte der Kampf zwischen den ungleichen Gegnern.

Ein letzter Ruck, ein letzter gewaltiger Schlag von Lo Sardos Hand, die wie die Pranke eines Bären zuschlug.

Dann sah Lo Sardo sich um.

Regungslos stand der alte Lifar Georghiu am Rande dieses Kampfplatzes.

Er war nicht fähig gewesen, seinen Männern zu Hilfe zu kommen.

Die Schnelligkeit, mit der Lo Sardo die Männer abwehrte und bezwang, hatte ihm den Atem geraubt.

Und die vernichtenden Blitze aus den Augen des Gegners hatten ihn vollkommen gelähmt.

Jetzt sah er, wie Lo Sardo herankam.

»Wir wollen nicht zählen, wieviele von ihnen tot sind«, sagte er mit lauter Stimme. »Wer am Morgen aufwacht, kann von Glück sagen. Die anderen haben den Tod verdient. Erstens, weil sie dir, einem Hund von Griechen, helfen wollten. Und zweitens, weil sie mir eine Falle stellen wollten. Du hast erlebt, Bauer, daß man mich in keinen Hinterhalt locken kann. Und nun zu dir. Bauer. Hier den Weg entlang, und keinen Schritt zu langsam und zu schnell!«

»Was willst du?« fragte Georghiu mit erstickter Stimme.

»Nur eine Kleinigkeit noch, Bauer«, war die bittere Antwort. »Dein Leben will ich. Aber ich will es auf andere Weise als bei deinen Leuten. Geh und frage nicht. Ich sage dir, wohin der Weg geht.«

Stöhnend machte sich Lifar Georghiu daran, seinen vor Furcht gekrümmten Körper in Bewegung zu setzen.

Unterwegs wollte er sich auf Fragen und Bitten verlegen, aber Lo Sardo gebot ihm schroff zu schweigen.

Zwei Stunden lang führte der Weg quer über die Hänge und Hügel westlich von der Stadt.

Dann wurde das Rauschen eines kleinen Wasserfalls hörbar. Sie

kamen an einen Fluß.

Tief unten dröhnte der Wasserfall, mit jedem Schritt war er deutlicher zu hören, kamen sie ihm näher.

Dann tat sich der Wald auf. Im Halbdunkel sah Lifar Georghiu die Schlucht vor sich. Die felsigen Hänge, nur karg mit Bäumen bewachsen.

Da unten, das wußte er, wollte Lo Sardo ihn haben.

Aber der Geist der Insel ließ sich Zeit. Sich und ihm, dem verhaßten Fremden. Er wollte ihm sagen, warum er sterben mußte.

***

»Setz dich, wir haben Zeit«, sagte Lo Sardo. »Der Morgen kommt noch nicht.«

Gehorsam ließ sich Lifar Georghiu im dichten Gras zu seinen Füßen nieder.

Dann folgte ein langes, eisiges Schweigen.

»Du weißt nicht, wie lange deine Familie auf der Insel ist«, begann dann der schwarze Dämon. Er sah trotz der Dunkelheit, wie der Grieche stumm den Kopf schüttelte.

»Gib Antwort, wenn ich dich frage«, sagte Lo Sardo.

»Ich weiß es nicht. Nicht genau.«

»Es war vor fast dreihundert Jahren«, erklärte der Geist der Insel.

»Das kann richtig sein«, gab der Grieche resigniert zurück. »Ich weiß nicht, warum du mir das sagst.«

»Damit du begreifst, warum ich dich verfolge. Euch alle, die ihr fremd seid und an unserer Erde reich werdet.«

»Wir arbeiten schwer«, gab der Grieche zurück.

»Auch wir müssen arbeiten, jeder hat seine Last zu tragen. Aber wir waren einmal besser dran, wir konnten arbeiten und teilen. Bis die Fremden kamen. In jedem Jahrhundert sind sie gekommen, von allen Küsten und aus allen Himmelsrichtungen. Und der Urvater deiner Familie, Bauer, der ist in Bari Sardo gelandet, vor mehr als zweihundertachtzig Jahren. Er kam mit einer Schar erbitterter Männer. Und er kam nach Bari Sardo. Es war eine gute Stadt, eine schö- ne Stadt, die Stadt meiner Väter.«

»Du kommst aus dieser Stadt?« fragte Georghiu. »Ich kenne sie nicht einmal.«

»Du hörst aber, daß ich ihren Namen trage. Damals waren meine Väter die Fürsten der Stadt und eines großen Teils der Insel. Als die Griechen kamen, wurden sie niedergemetzelt.«

»Das ist alte, vergessene Schuld«, versuchte sich der Grieche zu verteidigen.

»Diese Schuld ist noch nicht beglichen«, beharrte Lo Sardo. »Ich bin der Urenkel jener mächtigen Männer, die ihr mit List und Gewalt

niedergemacht habt. Ihr habt ihnen das Leben genommen, ihr habt ihre Frauen verführt, habt die Mauern ihrer Städte schleifen lassen. Ich bin in den Bergen geboren, so wie du. Aber unsere Wege haben sich gekreuzt, und du bist mir verfallen, Georghiu, Sohn eines Mörders, der du bist.«

Dem Griechen schlotterten die Knie. Umsonst flehte er um sein Leben.

»Hör auf zu winseln, griechischer Hund!« zischte Lo Sardo.

Lifar Georghiu stand starr, völlig unbeweglich. Seine Stimme versagte.

»Tritt zurück, Bauer!« herrschte der Dämon ihn an. Und kam näher.

Georghiu machte keinen Schritt. Er schätzte, daß es nur sechs bis sieben Meter zum Abgrund waren.

Aber Lo Sardo trieb ihn auf diesen Abgrund zu.

Der Grieche stöhnte auf, verlegte sich wimmernd ein letztes Mal aufs Betteln, bot ihm einen Teil seiner Habe und seines Besitzes an.

»Zu spät, Bauer!« donnerte Lo Sardo.

Dann konnte Lifar Georghiu kein Wort mehr sagen.

Er sah die Flamme in Lo Sardos Augen aufglühen. Die alles verzehrende Flamme des Hasses und der Rachlust. Ein unbeschreibliches Feuer, gewaltig und unbesiegbar.

Die flammenden Blicke des Dämons bohrten sich in die Augen des Griechen, in seine Brust, und glühten wie heiße Nadeln um ihn.

Dann verschwamm alles vor seinen Blicken. Die Gestalt vor ihm wurde zu einem einzigen Flammenstrahl. Lo Sardo schien nur aus diesen beiden, Feuer versprühenden Augen zu bestehen.

Von Grauen geschüttelt wich der Grieche zurück.

Er spürte nicht, wie Lo Sardo nachsetzte. Gewaltig umfing ihn die heiße Lohe, die aus den Augen des Geistes schoß.

Dann fühlte er den Boden unter den Füßen weichen. Er schrie erst, als er mit beiden Beinen keinen Halt mehr hatte, als sein Körper durch die Luft geschleudert wurde.

Ein langgezogener Schrei ging durch die Wälder, bevor der Körper des Mannes am Fuße der Schlucht aufschlug. Er kam direkt neben den rauschenden Wasserfall zu liegen.

Nur wenige Minuten später löste sich eine schwere Gestalt, die aus dem Felsgestein zu kommen schien.

Sie trat an den Toten heran, drehte ihn so, daß der Rücken zu sehen war.

Lo Sardo zog zwei Stoffstücke aus seinem weiten schwarzen Gewand. Mit kleinen Nadeln heftete er sie auf den Rücken des Toten.

Der obere Stoffteil zeigte den Buchstaben »G.«

Der Grieche, hieß dieser Buchstabe.

Der Grieche war tot, und der Buchstabe war dick durchgestrichen.

Darunter, in einem Gemisch aus Grauweiß und Gelb, das lehmige Zeichen des Dämons. Ein großes »S«.

Es stand, wie immer, für Lo Sardo.

Der Geist der Sarden hatte wieder einmal ein Opfer gefunden. Er hatte getötet, ohne zu töten. Er hatte gesiegt.

Er wandte sich ab, um dorthin zu gehen, wo sein nächstes Opfer wohnte.

Es war nicht sehr weit.

***

Sie kannten die Straße nach den Montes von ihrer gestrigen Fahrt.

Und sie hatten ein Ziel, sie brauchten sich unterwegs nicht aufzuhalten.

Als sie den Kamm des Felsenmassivs erreichten, sahen sie auf der anderen Seite, die sich nach Westen hin neigte, nicht nur Felsen und bewaldete Hänge.

Vor ihnen tat sich ein Tal auf, und sie glaubten, sich auf einer Alm in der Schweiz oder in Österreich zu befinden.

Tausende von bunten Sommerblumen standen auf satten Wiesen, und Scharen von Vögeln stoben vor ihnen auf, als sie diesen sanft abfallenden Hang betraten, allen voran Zamorra.

»Den Aufstieg hätten wir uns sparen können«, stellte er fest. »Hier gibt es einen weit bequemeren. Wenn es nötig sein wird, nehmen wir morgen die andere Straße, um hier heraufzukommen.«

»Aber hier sind keine Höhlen mehr«, sagte Marcello. »Wer sich also hier oben versteckt, ist nur von einer Seite her geschützt.«

»Es ist fraglich, ob ein heranziehender Feind diese Weiden von unten aus erkennen kann«, gab Zamorra zurück. »Hier sind auch zu beiden Seiten Felsenhänge, und auch dort können sich Höhlen befinden. Wir wollen diese Seite untersuchen.«

Systematisch machten sie sich an ihre neue Aufgabe. Hier, wo der Wald viel lichter war, konnten sie in größeren Abständen gehen. Sie verloren sich nicht aus den Augen.

Eine Stunde verging, ohne daß sie etwas Nennenswertes gefunden hätten.

Zamorra schlug vor, zurückzukehren, um den Kamm des Gipfels genauer zu untersuchen.

»Hier finden wir nichts mehr, wenn wir weiter absteigen«, sagte er. »Ein kluger Mensch, der sich in dieser Gegend versteckt, wird einen höher gelegenen Ort wählen. Dort kann er beide Seiten des Massivs überblicken.«

»Ja, und zwar genau von dort aus!« rief Marcello plötzlich.

Aufgeregt zeigte er mit dem Arm nach oben, zur Spitze der Felsen.

»Ich sehe nichts«, stellte Zamorra fest.

Und Nicole Duval schüttelte den Kopf.
»Ich auch nicht«, sagte sie. »Nichts, außer Felsengestein und Bäume und Sträucher.«
»Genau wie ich«, sagte Marcello ruhig. »Aber ich rieche etwas.«
»Riechen?« fragten Zamorra und Nicole wie aus einem Munde.
»Ja, Professore. Hier oben war jemand, vor wenigen Stunden. Ich kann noch nichts sehen. Aber jemand hat ein Feuer gemacht. Manchmal brennen die Wälder hier. Das ist, wenn der starke Westwind, der Ponente, die heiße Erde rüttelt. Dann kommt es zu Waldbränden.«
»Aber es geht gar kein Wind hier oben«, bemerkte Nicole.
»Richtig, Signorina. Und für einen Brand ist es noch viel zu früh. So heiß ist die Sonne noch nicht zu spüren. Ich behaupte, daß dort oben ein Feuer gemacht wurde.«
»Dann laß es uns suchen«, schlug Zamorra vor.
Sie stiegen bergan, und nach zwanzig Minuten standen sie vor einem winzigen Schacht, aus dem leichter, dünner Rauch stieg.
»Meine Nase war richtig«, sagte Marcello stolz.
»Aber hier kann sich niemand befinden«, stellte Zamorra fest.
»Durch dieses winzige Loch kann sich ja kaum ein Wiesel zwängen.«
»Der Mann ist schlau«, sagte Marcello. »Er kennt sich aus. Er hat die Stelle gut gewählt.«
»Du meinst, daß hier, unter diesem Felsen, nur die Feuerstelle ist?« fragte Zamorra.
»Vielleicht nicht einmal das. Aber in den Bergen gibt es kleine Stollen. Der Mann ist ganz woanders. Er kann den Rauch abziehen lassen, wenn er Feuer macht.«
»Durch einen Steinschacht, der wie ein Kamin wirkt«, sagte Zamorra. »Das könnte stimmen. Suchen wir also weiter.«
Sie begannen, in kleineren Kreisen um die Brandstelle zu gehen.
Dann wurden die Kreise vergrößert. Und dann standen sie vor dem Eingang zu einer Höhle mit einer übermannshohen Öffnung.
Diesmal war es Nicole, die diese Entdeckung machte.
»Ich überlegte mir, daß man sein Versteck nicht auf dem Präsentierteller zeigt«, sagte sie. »Denn dann ist es kein Versteck mehr.«
Nicole hatte recht. Eine so große Öffnung mußte schon von weitem auffallen. Aber die Höhle war gut gewählt. Sie lag hinter einer Gruppe von dichten Bäumen versteckt.
»Wie hast du sie entdeckt?« wollte Zamorra wissen.
»Die Sonne hat mir geholfen. Komm hierher, Zamorra.«
Der Professor trat neben seine Sekretärin.
Da sah er das seltsame Lichtspiel. Die Sonnenstrahlen fielen in einem Winkel auf die Bäume, daß sie teilweise durch das Astwerk dringen

konnten. Und hinter den Bäumen, wo der Eingang der Höhle war, fielen sie auf einen Gegenstand und brachten ihn zum Glänzen.

»So glänzt nur Gold«, sagte Zamorra. »Folgt mir. Wir müssen die Höhle untersuchen.«

***

Der Professor öffnete die Brusttasche seiner Jacke und holte eine kleine Handlampe heraus. Mit Hilfe des kleinen Lichtscheins konnten sie die Höhle durchleuchten.

Sie waren darauf gefaßt, ein Versteck mit einer Sammlung von Waffen und Munition zu finden. Sie rechneten mit einem zusammengetragenen Schatz von Gold und Edelsteinen.

Ihrer Phantasie waren keine Grenzen gesetzt.

Aber sie fanden Dinge, die in keiner Beziehung mit einem geheimen Versteck in den Bergen gebracht werden konnten.

Ihr Fund war so seltsam, daß sie sich schweigend ansahen. Sie wußten zunächst nichts zu fragen und zu sagen.

Die Feuerstelle hatten sie sogleich bemerkt. Und sie fanden bestätigt, daß von hier aus der Rauch abgeleitet wurde. Durch einen feinen Schacht dicht unterhalb der Erdoberfläche.

Aber was sie auf einem weißen Holztisch fanden, verschlug ihnen die Sprache.

Bücher!

Fast zwei Dutzend alter Bücher!

»Das ist nicht zu glauben«, sagte Nicole.

Zamorra gab keine Antwort. Er hatte die ersten Bücher bereits aufgeblättert.

Dabei fielen ihm einige Dinge auf. Zunächst einmal waren alle diese Bücher mit einem Stempel versehen. Er trug den Namen einer Bibliothek in der Hauptstadt Cagliari.

Und dann fand Zamorra zwei Namen, die ihn noch mehr stutzig machten.

»Hier, Nicole, lies bitte«, sagte er und hielt dem Mädchen eines der Bücher hin.

Es trug den Titel »Der Spanische Überfall«. Und auf einer Seite stand deutlich zu lesen der Name Pelera.

»Aber so hieß doch eines der Opfer Lo Sardos!« rief Nicole aus.

»Richtig!« antwortete der Professor.

»Und einer der Spanier hieß Marun Cofales«, sagte da Marcello.

»Im siebzehnten Jahrhundert aber ist eine Kompanie von spanischen Soldaten an der Ostküste der Insel gelandet. Es waren Piraten, die jedes sardische Schiff kaperten. Und ihr Anführer hieß Cofales.«

»Wo steht das?« fragte Zamorra sofort.

»Hier, Professore, in diesem Band.«

Marcello reichte dem Professor das betreffende Buch. Es hatte den Titel »Piraten gegen sardische Krieger«. Und wirklich stand da genau beschrieben, wie es zu jahrelangen Kämpfen zwischen der Urbevölkerung und den einfallenden Spaniern gekommen war.

Es gab keinen Zweifel für Zamorra, daß sie sich in Lo Sardos Versteck befanden!

Seltsam genug, eine solche Büchersammlung in einer Berghöhle zu finden! Das konnte nur eine Ursache haben.

»Wir müssen zurück«, sagte Zamorra. »Wir nehmen die Bücher mit. Jemand von uns wird die Bücherei in Cagliari von unserem Fund benachrichtigen. Aber das hat Zeit. Zuerst müssen wir schleunigst diese Bücher lesen.«

Nicole nickte zustimmend und folgte Zamorra nach draußen. Der Professor machte noch eine Entdeckung, als sie den Hang hinabstiegen. Aber die behielt er für sich.

***

Es war schon seltsam anzusehen, wie die kleine Gruppe von drei Menschen, ein Professor mit seiner Sekretärin und ein junger Mann von der Insel, mit Büchern beladen den Hang herunterkamen. Gar nicht, als hätten sie eine Bergtour hinter sich, sondern hätten an einer Buchauktion teilgenommen, die komischerweise auf einem Berggipfel stattgefunden hatte.

»Ziemlich ulkiges Bild müssen wir abgeben«, schmunzelte Nicole Duval.

Aber Zamorra blieb ernst.

Er spürte, daß sie sich beeilen mußten.

Deshalb schlug er vor, noch vor der Abfahrt mit der Lektüre der Bücher zu beginnen.

Sie teilten sich in ihre Aufgabe. Abwechselnd nahmen sie sich ein Buch vor, und sie lasen trotz der Geschwindigkeit sehr aufmerksam.

Es war nicht schwierig, große Passagen der einzelnen Kapitel nur zu überfliegen. Gleichgültig, ob die Bücher in italienischer oder spanischer Sprache gedruckt waren: sie brauchten nur nach Eigennamen zu suchen. Und nur die Namen von Menschen, Städten, Bergen, Flüssen und so weiter waren in diesen Sprachen groß gedruckt.

Das half Zamorra und seinem kleinen Mitarbeiterstab.

Schon nach einer halben Stunde wußten sie, daß Lo Sardos Wirkungsbereich sich auf einige Stellen an der Ost- und der Westküste beschränkte.

Alle Angaben waren um so schneller zu finden, als Lo Sardo ihnen, ohne es zu wissen, bei ihrer Aufgabe half. Er hatte alle Namen und Orte des Geschehens angestrichen!

»Wir können uns auf diese Städte und Familiennamen konzentrieren«, sagte Zamorra schließlich, nachdem sie alle Namen verglichen hatten und sich die neu gefundenen zuriefen.

»Lo Sardo geht vor wie ein Generalstabsoffizier. Wir können eine regelrechte Route seiner Züge feststellen. Hier, im Westen der Insel, sind vorwiegend die Spanier gelandet. Wir konzentrieren uns auf die Städte Oristano, Bosa, Alghero und Sassari. Und vom Osten her sind damals die Griechen und Italiener gekommen. Die Namen der Städte Bari Sardo, Dorgali und Olbia sind angestrichen. Hier sind Lo Sardos nächste Opfer zu suchen. Wir werden uns beeilen, sie zu warnen.«

»Wie wollen wir das anstellen?« fragte Nicole.

»Wir müssen getrennt vorgehen, und trotzdem müssen wir immer Verbindung zueinander haben. Fragen wir Marcello, wie wir das bewerkstelligen können.«

»Wenn wir uns von Oristano im Süden über Sassari im Norden, über Olbia im Osten bis zum Süden hin einen Kreis vorstellen, wird die größte Entfernung nicht einmal zweihundert Kilometer betragen«, sagte Marcello, der die Größe der Insel und die Entfernungen genau im Kopfe hatte.

»Aber das ist dennoch zu viel«, gab Zamorra zu bedenken. »Wir müssen damit rechnen, daß Lo Sardo an jeder Stelle zuschlagen kann. Leider hat er uns keinen Plan dafür geliefert, in welcher Reihenfolge er seine verhaßten Fremden vernichten will.«

»Sie sollten einen zweiten Wagen mieten, Professore«, schlug Marcello vor. »Einen, den die Signorina fahren kann. Ich selbst kann nach Sassari fahren, oder Sie bringen mich dorthin. Ich kenne einen Mann, der ein altes Motorrad hat. Es ist nicht das schnellste, aber ich wäre doch sehr beweglich damit. Wenn wir annehmen, daß ich mich im Mittelpunkt des besagten Kreises aufhalte, daß Sie oder die Signorina die Städte im Osten und Westen abfahren, sind wir niemals mehr als eine Stunde voneinander entfernt.«

»Vorausgesetzt, daß wir gute Straßen vorfinden«, gab Zamorra zu bedenken.

»Die meisten Straßen sind bereits gut ausgebaut.«

»Gut«, sagte der Professor. »Nehmen wir ruhig an, daß wir etwa zwei Fahrtstunden auseinander sein werden. Das ist noch vertretbar. Innerhalb von zwei Stunden müßten wir jeweils die bedrohte Familie in einer der Städte oder ihrer Umgebung warnen können. So lange müssen sich alle in ihren Hütten oder Häusern aufhalten. Das müssen wir jedem einschärfen.«

»Dann laß uns keine Zeit verlieren und fahren«, sagte Nicole.

Zamorra nickte, gab das Buch, in dem er gelesen hatte, an Marcello weiter.

»Ihr könnt während der Fahrt weiterlesen und suchen«, sagte er und

fuhr langsam an.

»Vor allem sollten wir davon ausgehen«, sagte er, als der Wagen in schnellerer Fahrt den Fluß entlang zog, »daß die ersten Opfer bei Alghero und Sassari gefunden wurden. Das gab uns auch die Vermutung auf, daß die Opfer immer Nachfolger von Spanier sein müssen. Inzwischen haben wir aber die Namen von italienischen und griechischen Familien gefunden. Suchen wir zuerst einmal, wo die nächsten Familien wohnen könnten. Denn Lo Sardo mag über außergewöhnliche Kräfte verfügen. Aber ich glaube nicht, daß er einen Wagen hat, und fliegen kann er schon gar nicht. Also wird er immer die nächstliegende Stadt oder eine Ortschaft in der Nähe heimsuchen.«

»Dann gib es zwei Möglichkeiten für ihn«, sagte Marcello. »Entweder wendet er sich nach Süden, in Richtung Bosa-Oristano. Oder er versucht, an die Ostküste zu kommen. Er erreicht sie über Ozieri und Orune. Und hier habe ich eine Stelle in einem Kapitel gefunden, wo der Name Orune auftaucht. In der Nähe haben sich ein paar griechische Siedler niedergelassen, wie es hier heißt.«

Zamorra überlegte nicht lange.

»Es ist nicht leicht, mit drei Mann ein so großes Gebiet zu kontrollieren. Aber wir werden es versuchen. Und wir werden immer so operieren, daß jeder von uns den anderen erreichen kann.«

Schweigend verlief der Rest der Fahrt.

Nicole Duval und Marcello hatten keine Augen mehr für die wildromantische Landschaft. Sie vertieften sich erneut in die Lektüre der alten Bücher, nach denen sie ihren Plan machen wollten.

In Sassari fanden sie bald einen kleinen Leihwagen, der für Nicole gut geeignet war. Er war wendig und auch schnell genug.

Marcello, der am Stadtrand ausgestiegen war, kam bald auf einem alten, knarrenden Motorrad an.

»Er hat es mir geliehen«, sagte er triumphierend.

Auch er hatte eine Karte mitgebracht.

Und der Plan war völlig perfekt, als Nicole dem Professor eine Stelle zeigte, die sie in einem der Folianten soeben gefunden hatte.

Dort stand der Name der Familie Georghiu. Und nach den Angaben im Buch war sie in der Gegend von Orune zu suchen.

Schnell breitete Zamorra die Karte der Insel über dem Lenkrad aus. Die anderen warteten auf seine Anweisungen.

»Morune liegt hier«, sagte er. »Das ist die Strecke, von der Marcello vorhin sprach. Da es das nächste Operationsgebiet Lo Sardos sein könnte, werde ich selbst dorthin fahren. Du, Nicole, merkst dir alle Orts- und Familiennamen an der Westküste. Du fährst bis nach Oristano hinunter. Und Marcello, der sich im Nordwesten am besten auskennt, wird in der Nähe der Städte Alghero und Sassari bleiben. In der Mitte – nämlich hier« – wieder zeigte Zamorra mit dem Finger auf

die Karte – »wird unser Treffpunkt sein. Jeder von uns wird diesen Ort täglich einmal anfahren. Wer zuerst dort ist, wartet auf den nächsten. Dann bleibt der zweite von uns dort, bis der dritte erscheint. So sind zwei von uns immer auf Suche, und der dritte wird alle neuen Nachrichten und Ereignisse übermitteln können. Das alles ist ein wenig umständlich, aber wir können nicht anders vorgehen. Wir sind auf uns allein gestellt und können mit keiner Hilfe rechnen. Abgemacht?«

»Ja«, sagte Nicole. »Es ist die beste Möglichkeit für uns, in kurzer Zeit ein großes Gebiet abzusuchen, und trotzdem in Verbindung zu bleiben.«

»Wichtig ist, daß wir uns alle Namen einprägen«, schärfte Zamorra den anderen ein. »Alle Familien, deren Namen wir aus den Bü- chern kennen, müssen gefunden und gewarnt werden. So bald es geht.«

Sie gaben sich die Hände, wünschten sich Erfolg und Glück bei ihrer Suche.

Zamorra sah, wie Nicole in ihrem Mietwagen die Straße nach Süden einschlug. Marcello fuhr noch einmal zu seiner Hütte, um sich Proviant zu holen.

Der Professor gab ihm außerdem etwas Geld, damit er sich unterwegs etwas kaufen konnte.

Dann fuhr er selbst aus der Stadt hinaus und nahm die östliche Route.

Nach einer Stunde erreichte er eine Ortschaft, die Bitti genannt wurde.

Er wunderte sich, daß die Menschen, die er auf der Straße sah, alle sehr bedrückt aussahen.

Er hielt an und stieg aus. Dann ging er auf eine Gruppe von Männern zu, die mit wilden und ängstlichen Gesten diskutierten.

»Verzeihung«, sagte er. »Ich bin Franzose, ich suche die Stadt Orune.«

Sie starrten ihn an.

»Dorthin geht keiner mehr, nicht heute, nicht morgen«, sagte einer der Männer.

»Wieso? Ist es gefährlich dort?«

»Nicht in der Stadt, aber auf dem Wege dorthin.«

»Darf ich fragen, warum?« forschte Zamorra weiter.

Die Männer schwiegen betreten.

Da ahnte der Professor nichts Gutes.

Und er ging aufs Ganze.

Schnell faßte er in seine Brusttasche. Dort hatte er das Stück von schwarzem Tuch verborgen, hinter der kleinen Handlampe.

Er zeigte es den Männern.

»Ist es, weil jemand dort war, der ein Gewand aus solchem Stoff trägt?« fragte er und ließ keinen der Männer aus den Augen.

Was er daraufhin erlebte, hatte er nicht erwartet.
Die Männer begannen zu schreien und Stoßgebete auszurufen.
Dann liefen sie wie gehetzt davon. Es war, als hätte ein Blitz mitten auf dem Marktplatz eingeschlagen und die Marktweiber kreischend in die Flucht getrieben.
Der Professor lief zum Wagen zurück. Er stieg nicht ein. So konnte man das nicht nennen.
Mit einem federnden Satz war er im Wagen und gab Gas.
Er wußte, daß er zu spät kommen würde, um Lo Sardos neues Opfer zu retten. Aber er wollte dem teuflischen Rächer der Insel keinen zu großen Vorsprung lassen.
Nur fünf Kilometer weiter kam er an die Stelle, wo der Kampf zwischen Lo Sardo und den Männern Georghius stattgefunden hatte. Da bedauerte Zamorra, daß die neue Schreckensnachricht wegen der Entfernung nicht früher nach Alghero und Sassari gedrungen war.
Was er sah, war ein kleiner Begräbniszug. Und es waren acht Särge, die man unter Wehklagen in Richtung Friedhof trug. Acht Opfer Lo Sardos. Das war der Gipfel der Grausamkeit, den der Dämon bislang ausgeübt hatte.
Und Zamorra war gezwungen, das Ende der Beerdigung abzuwarten. Niemand würde sich während der Beisetzung bereit finden, auf seine Fragen zu antworten.

***

Aber auch nach dem Begräbnis ergaben sich Schwierigkeiten für Zamorra, mit einigen der Menschen in Kontakt zu kommen. Die Leute wichen ihm aus. Es war nicht nur der Kummer über den grausamen Tod ihrer Angehörigen, der sie zurückhaltend und verschwiegen machte.
Instinktiv erkannten sie den Fremden in Zamorra. Sie sahen zunächst den Eindringling in ihm. Vielleicht war er sogar einer jener verhaßten Männer, die für die Zeitungen in den großen Städten schrieben. Die einem das Herz umdrehen konnten, mit ihren mitleidlosen Fragen.
Die Witwe Georghius war überhaupt nicht anzusprechen. Zamorra spürte, daß sie nicht sprechen konnte, auch wenn sie dazu bereit wäre.
Ihr Körper wurde von einem unaufhaltsamen Weinkrampf geschüttelt.
Endlich erfuhr der Professor von einem älteren Mann, weshalb ihr Kummer so groß war.
»Den Mann hat er in die Schlucht gestürzt«, sagte der Fremde, den Zamorra für einen Knecht der Georghius hielt. »Und zwei seiner Söhne hat er erwürgt mit seiner Hand.«
Es gelang Zamorra, den Mann ein wenig zur Seite zu nehmen, als der

kleine Trauerzug sich zurück zu dem Haus begab.
»Ich darf nicht reden«, sagte der Mann. »Aber in dieser Angst können wir nicht weiterleben.«
»Ich bin hergekommen, damit eure Angst aufhört«, sagte Zamorra ruhig.
Der Mann bedachte den Professor mit einem kurzen Blick, aus dem ein Schimmer von Hoffnung sprach.
»Ihr? Ein Fremder? Wie wollt ihr uns helfen?«
»Mein Name ist Zamorra«, erwiderte der Professor. »Ihr werdet mich nicht kennen. Aber die Dämonen kennen mich gut. Ich verfolge sie, wo immer sie auftreten. Seit Tagen bin ich auf Lo Sardos Spur. Und als ich vorhin die Frau sah, habe ich einen grimmigen Schwur getan. Ich ruhe nicht eher, als bis ich euch von Lo Sardo befreit habe.«
»Wie wollt ihr das anstellen?« fragte der Bauer ungläubig.
»Das laßt meine Sache sein. Ich weiß bereits, wo Lo Sardo sich versteckt hält, wenn er nicht gerade sein Unwesen treibt.«
Der Mann sah ihn an, unfähig, Zamorras Worten zu glauben.
Der Professor mußte wiederholen, was er erfolglos in dem Ort Bitti versucht hatte. Vorhin, als die Männer völlig erschreckt davongelaufen waren.
Er langte in die Brusttasche und zeigte dem Alten das Stück Tuch.
»Das ist… das ist von Sardos Teufelskleid!« stammelte der Mann.
»Ich habe es vor seiner Höhle gefunden«, antwortete Zamorra.
Noch immer schien der Mann zu zweifeln oder gar eine Falle zu wittern.
Dann gab er sich einen Ruck.
»Kommt«, sagte er. »Das müßt ihr dem Lifar erzählen.«
»Lifar Georghiu?« fragte der Professor.
Der Mann nickte.
»Der Älteste«, sagte er dann. »Er trägt den Namen seines Vaters.«

***

Der Mann führte Zamorra auf das Haus des Griechen zu. Der einzige Sohn, der den Gewaltakt Lo Sardos überlebt hatte, stand mit einigen Männern vor dem Eingang.
Mit gerunzelten Brauen sahen alle dem Fremden entgegen.
»Wen bringst du da?« fragte Georghius Sohn, der nun Herr des kleinen Anwesens und der Felder war.
»Ein Fremder, Herr. Er sagt…«
Der Mann unterbrach sich.
»Sagt es ihm selbst«, forderte er dann Zamorra auf.
Zamorra nannte seinen Namen und sagte, woher er kam und was ihn auf die Insel führte. Auch hier wich das Mißtrauen erst, als er das Beweisstück vorzeigte. Den kleinen schwarzen Tuchfetzen.

»Das ist Lo Sardos Nachtschleier!« kam es von den Lippen des jungen Georghiu.

»Bald wird es Lo Sardo nicht mehr geben«, sagte Zamorra ruhig.

»Fragt mich jetzt nicht, wie ich das machen werde. Ich habe wenig Zeit. Ich weiß, daß Lo Sardo eure Namen aus alten Büchern hat. Aus Chroniken über die alten Zeiten, als eure Väter auf diese Insel kamen. Wir sind zu dritt. Wir suchen Lo Sardo auf der ganzen Insel. Aber zunächst müssen wir alle Menschen warnen, hinter denen der Dämon her sein könnte. Alle Namen müssen wir wissen, alle Namen von Spaniern, Italienern und Griechen. Euer Name stand in einem der Bücher. Ich habe ihn gelesen und bin hergeeilt. Ich konnte nicht wissen, daß ich zu spät komme.«

»Ich glaube euch«, sagte der junge Georghiu schließlich. »Ihr könnt nicht mit Sardo im Bunde sein. Er ist allein. Er fühlt sich stark und sicher, wenn er allein tötet. Sagt uns, was ihr wissen wollt.«

»Ihr kennt eure Landsleute«, sagte Zamorra. »Sagt mir, wer hier in eurer Gegend wohnt, der die Rache Lo Sardos zu fürchten hat. Diese Leute müssen geschützt werden.«

Lifar Georghiu junior überlegte nicht lange.

»Ihr habt einen Wagen, der mit Benzin fährt, Fremder?«

»Ja.«

»Dann fahrt auf der Straße nach Posada, die zur Küste führt. Fragt im zweiten Dorf nach einem Mann, der Melaos heißt. Er ist ein Grieche wie wir es sind. Sagt, der junge Lifar Georghiu schickt euch. Dann wird er euch glauben und Auskunft geben.«

»Wie alt ist der Mann?« fragte Zamorra.

»Etwas älter als sechzig«, war die Antwort.

»Dann ist er bedroht. Lo Sardo ist in dem Wahn, daß ältere Menschen geopfert werden müssen. Ich fahre sofort dorthin.«

»Bleibt ein paar Minuten«, sagte der junge Bauer. »Ihr müßt essen und trinken. Unser Haus steht euch offen. Ihr seid mein Gast.«

Zamorra hielt ihm die Hand hin. »Ich danke euch für eure Gastfreundschaft. Ich kann sie nicht ausschlagen, und kann sie jetzt nicht annehmen. Ich werde zurückkommen und sie in Anspruch nehmen. Aber jetzt muß ich weiterfahren und euren Landsmann warnen. Das ist wichtiger.«

Georghiu nahm die dargebotene Hand Zamorras.

»Ihr habt recht«, sagte er. »Wir werden beten, daß ihr Lo Sardo besiegt. Dann kommt zu uns, wir werden trauern, und wir werden feiern. Es ist noch Leben da, das wir feiern müssen.«

Zamorra nickte, ging das Stück des Weges bis zum Wagen zurück und fuhr los. Und er kam zu dem angegebenen Dorf. Gerade rechtzeitig, um eine neue Schandtat Lo Sardos zu verhindern.

***

Es war am späten Nachmittag, als Zamorra die kleine Ortschaft erreichte. Sie bestand nur aus einem Dutzend von Hütten und kleineren Häusern.

Sofort sah er, daß er nach dem Haus des Griechen, der Melaos hieß, nicht erst zu fragen brauchte.

Er erkannte es. Er sah die Zeichen auf den ersten Blick, als er die Straße entlangfuhr.

Er spürte, wie man ihn argwöhnisch beobachtete, als er den Wagen abstellte und langsam auf das Haus zuging.

Er klopfte an die Tür. Aber er ahnte, daß niemand öffnen würde.

Er konnte nur hoffen, daß er nicht wieder einmal zu spät kam. Ein neues Opfer gönnte er dem skrupellosen Lo Sardo nicht mehr. Er würde jetzt seine Spur aufnehmen und ihn jagen. Ihm keine Ruhe mehr lassen.

Er nahm sich vor, ihn über Hügel und durch Wälder und Täler zu verfolgen. Er hatte genug Schreckliches sehen müssen, das auf Sardos Konto ging.

Er würde ihn durch die Flüsse jagen und über die Felsenhänge. Er würde ihn in seiner Höhle verfolgen. Er würde mit sich ringen, sich mit ihm messen, gleichgültig, welche Kampfesart der Dämon wählen würde.

Und plötzlich wußte er, daß er Lo Sardo ganz nahe war. Nicht etwa zum Greifen nahe, aber der Inselgeist mußte sich in der näheren Umgebung aufhalten.

Noch einmal klopfte der Professor an die Tür. Wieder keine Antwort.

Und wieder spürte er voll Erregung, daß ganz in der Nähe der sein mußte, den er mit Verbissenheit jagte.

Er griff nach seinem Amulett, das auf seiner Brust zu glühen schien.

Da kam ihm ein älterer Mann zu Hilfe.

Er schlurfte von der anderen Straßenseite heran.

»Wen sucht ihr?«

»Erstens einen Griechen namens Melaos«, gab Zamorra Auskunft.

»Das klingt, als ob ihr noch einen anderen sucht«, sagte der Mann.

»Ich suche den, der hinter Melaos her ist«, war Zamorras knappe Antwort.

Der Alte runzelte die Stirn.

»Ihr seid kein Grieche«, sagte er argwöhnisch.

»Ich komme von dem jungen Georghiu, wenn euch der Name etwas sagt.«

Das Gesicht des Mannes hellte sich auf.

»Dann seid ihr ein guter Mann, einer, der Melaos nicht schaden will.«

»Ich nehme an, daß er geflüchtet ist«, sagte Zamorra.

»Ja. Seit er diese Zeichen über seiner Tür sah.«

»Ich weiß«, sagte Zamorra. »Das Zeichen für die Griechen, die

sterben sollen. Und das Zeichen Lo Sardos.«
»Ihr wißt Bescheid«, sagte der Alte.
»Ich muß mehr wissen. Wohin ist Melaos geflüchtet?«
»Sie haben ein kleines Feld, vor dem Dorf draußen. Hier die Straße entlang, und vor dem letzten Haus links den Berg hinauf. Ein kleiner Teich ist dort. Dort angelt er manchmal, der Nachbar. Dort wird er sein, mit seiner Frau.«
»Er hat seine Frau bei sich?« fragte Zamorra schnell.
»Sie bleibt in der Höhle hinterm Teich, solange er beim Angeln ist. Dort ist sie geschützt.«
»Danke«, sagte Zamorra. Dann setzte er zu einem Lauf an, wie er ihn selten in seinem Leben hinter sich gebracht hatte.
Es hatte keinen Zweck, die Auffahrt zum Hang mit dem Wagen zu versuchen.
Er mußte das Versteck zu Fuß finden.
Er raste dahin wie ein Taifun und achtete nicht auf die erschreckten Gesichter der Menschen, die unterwegs waren.
Da war das letzte Haus. Da war der Weg in die Hügel.
Zamorra lief, als sei er ein Motor auf Hochtouren. Pausenlos und im gleichen Tempo. Er wurde nicht einmal langsamer, als er den schmalen Weg zum Hügel hinauf nahm.
Seine Lungen gaben alles her. Und dann sah er den See. Einen kleinen See. Herrlich gelegen. Mit kristallklarem Wasser. Zwei kleine Bäche fanden ihren Weg in den See. Hier mußte es Forellen geben, dachte Zamorra.
Aber die Ruhe und der Frieden der Landschaft waren trügerisch.
Zamorra hatte sich nur zwei Sekunden lang seiner Begeisterung über diese Schönheit hingeben können.
Dann hörte er den Schrei.
Er kam vom anderen Ufer her. Und es war der Schrei einer Frau.

***

Wieder spurtete Zamorra los.
Noch war es nicht dunkel geworden. Eine frühe Stunde für Lo Sardos Auftritt, dachte Zamorra bitter.
Dann lief er um die rechte Hälfte des Sees. Im Halbdunkel vor dem Waldrand sah er zwei ringende Gestalten.
Wie ein Pfeil schoß er heran. Er sah, wie ein kräftiger Mann eine Frau auf den Boden zu zwingen versuchte.
Lo Sardo?
Es sah nicht danach aus. Der Mann trug die typische Kleidung der Sarden. Aber Zamorra konnte ihn bis jetzt nur von hinten sehen.
Der Fremde hörte ihn nicht kommen. Er war zu sehr mit der Frau beschäftigt.

Unaufhaltsam schrie diese Frau jetzt. Der Fremde würgte sie, riß sie zu Boden, wälzte sie zur Seite und versetzte ihr einen höllischen Schlag zwischen die Rippen. Mit starken Fäusten hielt er die Arme der Frau gepackt. Mit dem Gewicht seines Körpers hielt er den Leib der Frau auf den Boden gepreßt.

Zamorra sah, daß der Fremde nur seine Fäuste gebrauchte. Der Frau konnte unmittelbar nichts Ernsthaftes geschehen.

Deshalb wagte es Zamorra, die letzten Meter langsam heranzupirschen. Ganz lautlos kam er näher. Da hörte er die Stimme des Fremden.

»Ich frage noch einmal, Terinda Melaos. Wo ist dein Mann?«

Die Frau wimmerte und schrie durcheinander. Aber sie gab keine Antwort.

»Wo dein Mann ist, will ich wissen?« fauchte der Gewalttätige.

»Dreh dich um, ich bin hier«, knirschte Zamorra zwischen den Zähnen hervor. Gleichzeitig begab er sich in Angriffsstellung.

Der Fremde fuhr auf und drehte sich um. Er war nicht weniger überrascht als Zamorra.

»Du wirst Melaos nicht mehr fangen, Lo Sardo«, sagte der Professor mit großer Ruhe und beobachtete den anderen. Daß es Lo Sardo war, erkannte er nur an der lehmigen Maske in seinem Gesicht. Und über dieses gelbweiße Gemisch hatte er zusätzlich seine schwarze Maske gezogen.

»Zamorra!« fauchte er los und setzte zu einem Schlag an. Aber der Professor war auf der Hut. Er fing den harten Schlag ab, blockierte ihn mit dem Unterarm. Gleichzeitig fuhr seine Rechte hoch und traf Lo Sardo am Kinn.

»Kommst du jetzt nur mit halber Maskerade?« fragte Zamorra spöttisch. »Wo hast du dein Drachenkleid, he?«

»Hund!« keuchte Lo Sardo. »Du weißt, daß du mich nicht bezwingen wirst!«

»Dann mußt du allerhand tun«, meinte Zamorra trocken. Er sah die vor Mordlust brennenden Augen hinter der schwarzen Maske.

Und er sah die schnelle Bewegung des Gegners.

Wieder war er auf den Schlag gefaßt. Er ließ Lo Sardos Arm kommen, dann war er schon einen halben Schritt seitlich. Wie mit Keulenwucht traf Zamorras Karateschlag den Dämon am Genick.

Sekundenlang sackte Lo Sardo in die Knie. Aber gleich war er wieder oben. Und noch im Sturz hatte er nach seinem Klappmesser gefaßt.

Die Klinge blitzte Zamorra entgegen.

Neben den Kämpfenden stöhnte die Frau laut auf.

»Luft!« rief sie. »Ich kann nicht mehr atmen. Er hat mich gewürgt!«

»Haltet aus!« rief Zamorra ihr schnell zu.

Dann mußte er sich wieder auf Lo Sardo konzentrieren. Der war mit

einem Sprung vor dem Professor.

Sein Arm hob sich, holte zum tödlichen Hieb aus. Zamorras Nerven arbeiten vollkommen ruhig. Er berechnete Schnelligkeit und Bahn des Messers. Und er kalkulierte richtig.

Lo Sardos wuchtiger Schlag sauste neben Zamorras Hals ins Leere.

Lo Sardo wurde von der Kraft dieses Schlages mit nach vorn gerissen. Dabei knallten Zamorras beide Fäuste ihm mitten ins Gesicht.

Sein Körper wurde herumgerissen, aber schon spürte der Sarde den nächsten Karateschlag auf seinem Unterarm.

Zamorra hatte den Schlag bei aller Geschwindigkeit genau berechnet.

Lo Sardos Hand öffnete sich, als die Handkante des Professors den Unterarm traf. Das Messer löste sich, aber noch im Fallen fing Zamorra es mit der freien Hand auf.

Jetzt war er der Bewaffnete. Aber Lo Sardo gab nicht auf. Er hielt sich für unbesiegbar.

Wie ein schweres Geschoß kam er heran. Mit einem gewaltigen Satz drohte er Zamorra anzuspringen, ihn durch sein eigenes Gewicht auf den Boden zu werfen.

Zamorra wartete, bis der heranfliegende Koloß kurz vor ihm war.

Dann ging er im Bruchteil einer Sekunde in die Hocke, riß den Körper des anderen mit sich, rollte nach hinten und stieß dabei beide Beine in die Magengrube des Gegners.

Die Wucht der Fliehkraft zwang den Körper Lo Sardos, den fliegenden Kreisbogen zu vollenden. Er schwirrte zwei Meter durch die Luft und wurde dann zu Boden geworfen.

Aber er war so schnell, wie er stark war. Schon kam er hoch, hielt die Arme wie ein Boxer schützend vors Gesicht, um dann blitzschnell eine Umklammerung Zamorras zu versuchen.

Ein neuer Handkantenschlag des Professors drehte ihn um die eigene Achse, und noch in der Schwenkung stieß Zamorra einmal kurz zu. Er wollte den Kampf nicht unnötig ausdehnen.

Die Klinge traf Lo Sardo mitten in seiner Drehung am Hals.

Dann aber schrie die Frau des Griechen mit röchelnder Stimme auf, daß Zamorra sekundenlang von seinem Gegner ablassen mußte.

Das Röcheln klang bedrohlich und sehr ernst.

Zamorra mußte sich um die Frau kümmern.

Mit der rechten Hand hielt er weiterhin das Messer. Mit der linken Hand konnte er, immer mit dem Blick auf Lo Sardo, die schwere Kattunbluse der Frau öffnen, indem er sich schnell zu ihr niederbeugte.

Schon war er wider hoch. Aber Lo Sardo setzte nicht nach.

Zamorra, immer in Verteidigungsbereitschaft, fühlte nach dem Hals der Frau. Dicke Fingerstriemen verrieten, daß sie bis an den Rand des Todes gewürgt worden war.

Mit gleichmäßigen Bewegungen massierte er den Hals der Frau, die immer wieder zu röcheln begann.

Er behielt Lo Sardo im Auge und trat rücklings an den kleinen See heran. Mit der linken Hand schöpfte er ein wenig Wasser. Er ging zurück zu der Frau, goß das Wasser behutsam auf die Vorderseite des Halses und machte wiederholt einige Massagebewegungen.

Das wiederholte er dreimal. Beim drittenmal sah er, daß seine erste Hilfe Erfolg hatte.

Die Frau griff nach seiner Hand, führte sie an ihre Lippen und ließ das erfrischende, kristallklare Wasser in ihre Kehle sickern.

Da schnellte Lo Sardo vom Boden weg. Mit riesigen Sätzen war er am Waldrand, und im nächsten Augenblick war er im Unterholz verschwunden.

»Ich muß ihm nach!« sagte Zamorra halblaut.

»Ihr holt ihn nicht ein«, sagte die Frau des Griechen. »Ihr müßt hierbleiben. Ihr müßt mich beschützen, mich und meinen Mann.«

»Wo ist euer Mann? Ist er in Sicherheit?«

»Ja. In der Höhle drüben. Lo Sardo kennt sie nicht. Er hat mich hier überrascht.«

»Könnt ihr aufstehen und gehen?« fragte Zamorra.

»Ich will es versuchen. Aber wir können nach meinem Mann rufen. Er kann kommen und mich stützen. Es geht schon besser.«

Im gleichen Augenblick kam Melaos drüben aus seinem Versteck.

Die Höhle war von außen her durch dichtes Buschwerk gut getarnt.

»Geht in die Höhle zurück«, sagte Zamorra. »Ich muß versuchen, Lo Sardo zu folgen.«

»Die Dunkelheit kommt«, warnte der Grieche. »Ihr begebt euch in Gefahr, wenn ihr ihm in den Wald folgt. Dort ist er zu Hause. Er ist so schnell wie ein Mensch auf einer Straße. Laßt ab davon, es ist umsonst.«

Zamorra antwortete nicht. Er mußte es versuchen.

Er lief auf den Waldrand zu. Die Stelle, wo Lo Sardo verschwunden war, hatte er sich genau gemerkt.

Aber der kleine Pfad, der ins Innere führte, hörte bald auf. Der Waldhang stieg steil an, und immer öfter versperrten Felsblöcke Zamorra den Weg.

Es wurde dunkel, und es wurde immer beschwerlicher, um diese Felsen herumzuklettern. Vor allem gab es keine Spuren auf diesem harten Boden. Und keine Richtung, die er einschlagen würde, konnte den Professor näher an den fliehenden Dämon heranbringen.

Er mußte die Verfolgung aufgeben, so ungern er es tat.

Aber er wußte, wo er den Mann, der sich selbst zum Rachegott gemacht hatte, einmal treffen würde, wenn es ihm nicht am Schauplatz eines seiner Verbrechen gelang.

Zamorra war in der Höhle gewesen, mit Nicole und Marcello.

Unmöglich, daß der Dämon nicht eines Tages dorthin zurückkehren würde. Dort würde Zamorra ihn erwarten.

Der Professor gab dem dringenden Bitten des Griechen und seiner Frau nach, über Nacht in ihrem Hause zu bleiben.

***

Zamorra mußte sich an die Abmachung mit Nicole und Marcello halten. Er hatte gleich am nächsten Morgen zum vereinbarten Treffpunkt zu fahren.

Melaos und seine Frau wollten ihn nicht ziehen lassen. Aber der Professor konnte sie beruhigen.

»Lo Sardo wird niemals versuchen, in das Haus einzudringen. Er sucht seine Opfer immer im Freien. Noch nie hat er jemand in einem Haus überfallen.«

»Aber er ist bestimmt in der Nähe«, sagte die Frau ängstlich.

»Auch ich nehme das an«, meinte Zamorra. »Er wird seinen Plan nicht aufgeben. Aber er kann ihn nicht ausführen, solange ihr euch in euren vier Wänden aufhaltet. Ich komme am Nachmittag zurück und werde nach dem rechten sehen. Vielleicht gelingt es mir, Lo Sardos Spur zu verfolgen.«

Dann fuhr der Professor in seinem Mietwagen los. In Richtung Ozieri.

Schon von weitem sah er Marcello, der mit dem geliehenen Motorrad gekommen war, am Ortsausgang warten.

»Etwas Neues, Professore?« fragte er, als Zamorra neben ihm hielt.

»Ein kleines Handgemenge mit dem Teufel«, sagte der Professor.

»Aber er ist mir entwischt.«

Zamorra berichtete, was am Tag vorher vorgefallen war.

Marcello pfiff durch die Zähne.

»Er wird zurückkommen«, sagte er nur.

Zamorra nickte. Der junge Mann hatte also den gleichen Gedanken, wie ihn Melaos und seine Frau ausgesprochen hatten.

»Auch ich nehme an, daß Lo Sardo in der Nähe bleiben wird. Aber nachdem ich mich zum Kampfe gestellt habe, wissen wir nicht, ob er seine Pläne ändern wird.«

»Was haben Sie vor, Professore?«

»Ich werde hier auf die Signorina warten. Sie wird im Laufe des Vormittags mit Sicherheit kommen. Du fährst inzwischen zurück und behältst die Gegend von Alghero und Sassari im Auge. Möglicherweise hat auch dort der Dämon noch Opfer auf seiner Racheliste. Höre dich gut um, und vergiß nicht, die betreffenden Familien zu warnen.«

Marcello nickte zustimmend.

»Ich werde morgen wieder hier sein«, sagte er. »Zur gleichen Stunde.«

Zamorra winkte ihm nach, als er sich noch einmal kurz umwandte.

***

Auf Nicole brauchte er nicht lange zu warten. Sie kam bereits nach einer halben Stunde.

»Großalarm!« rief sie Zamorra entgegen, noch bevor sie ihren Wagen ganz zum Halten gebracht hatte.

Der Professor half ihr beim Aussteigen.

»Was hast du erfahren?« fragte er.

»Der Teufel scheint überall gleichzeitig zu sein. Als die ersten Morde an den Spaniern geschahen, im Nordwesten der Insel, will man ihn auch weiter südlich gesehen haben. Ich habe mit etlichen Leuten sprechen können. Alle berichten übereinstimmend, daß Lo Sardo in einem wehenden schwarzen Gewand gesehen wurde. Die Leute fürchten sich.«

»Gibt es bestimmte Anhaltspunkte für seine Anwesenheit?« fragte Zamorra.

»Mehr als genug. Schon vor der Stadt Bosa bemerkte ich die Unruhe der Menschen. Lo Sardo hat seine Zeichen gesetzt. Drei Familien, die ebenfalls von Spaniern abstammen, haben mir die Zeichen über ihren Türen gezeigt. Aber sie haben auch deinen Namen schon gehört. Alle fragen, wann du kommst, um Lo Sardo unschädlich zu machen.«

Zamorra erzählte, wie er dem Dämon begegnet war.

»Dann wird er erst später nach Bosa kommen. Oder nach Oristano.«

»Auch dort ist er gesehen worden?«

»Teils gesehen, teils nur in der Einbildung der Leute. Aber die Zeichen hat er auch dort über die Türen gemalt. Ich möchte nur wissen, was dieses ›M‹ bedeuten soll.«

»Wir haben ja angenommen, daß es für ›Tod‹ oder ›Stirb‹ stehen könnte. Für uns ist es vorläufig gleichgültig, Nicole. Wir müssen uns darauf konzentrieren, alle Häuser zu bewachen, in denen mögliche Opfer des Dämons wohnen. Eigentlich machte er es uns leicht, indem er seinen Besuch sozusagen ankündigt.«

»Nur wissen wir nicht, wo er zuerst zuschlagen wird. Wir müssen es auf jeden Fall vermeiden, gleichgültig, wo es auch sei. Du fährst am besten gleich zurück. Versuche, weiterhin mit den Leuten zu sprechen. Es ist möglich, daß wir einen Hinweis auf die Person Lo Sardos bekommen.«

»Du meinst, daß er ein Mensch ist?«

»Ich bin jetzt ganz sicher. Er macht sich die Todesfurcht und den Aberglauben der Menschen zunutze. Man hält ihn für einen Geist. Er hat in der Tat etwas Dämonisches. Seine Herrschsucht ist groß, und seine Kräfte und Fähigkeiten sind es auch. Ich muß wissen, wer hinter seiner Maske steckt.«

»Ich spüre, daß du einen Verdacht hast«, sagte Nicole Duval.
Zamorra lächelte vielsagend.
»Das soll eine Frage sein, nicht wahr? Aber die werde ich erst beantworten, wenn aus meinem Verdacht eine Sicherheit geworden ist.«
»Wie willst du hinter Lo Sardos Geheimnis kommen, solange du ihn nicht bezwungen hast?«
»Es gibt Anhaltspunkte, mein Schatz. Wenn du zu einem bestimmten Zeitpunkt die Augen ein wenig offener gehabt hättest, könntest du meinen Verdacht teilen.«
Fragend sah Nicole auf den Professor.
»Ich?« machte sie erstaunt. »Ich war nicht aufmerksam genug? Wann ist das gewesen?«
»Als wir Lo Sardos Höhle gefunden haben«, war Zamorras Antwort. »Dort gab es einen Hinweis auf die Identität Lo Saldos.«
Nicole schwieg eine Weile. Sie wußte, daß Zamorra zu diesem Zeitpunkt nichts mehr verraten würde. Solange er nicht sicher war, würde er nichts sagen. Ein Verdacht war noch kein Beweis.
»Ich fahre zurück«, sagte Nicole. »Falls eine Spur nach Bosa oder Oristano führen sollte, kannst du die Namen der betreffenden Familien in diesem Buch da finden. Sie stimmen mit denen überein, die ich erfahren habe.«
Nicole zeigte auf einen bestimmten Band, der auf dem Rücksitz von Zamorras Wagen lag.
»Ich glaube, ab morgen brauchen wir uns nicht mehr zu trennen«, sagte der Professor zum Abschied. »Denn ab morgen können wir gemeinsam vorgehen.«
»Wieso?« fragte die Sekretärin.
»Weil ich morgen weiß, wer sich hinter Lo Sardo verbirgt.«
»Bist du so sicher?« kam Nicoles Frage ein wenig spöttisch.
»Vollkommen«, war Zamorras Antwort.
»Und wie willst du das anstellen?«
»Ich werde ein wenig in der alten Geschichte herumstöbern, Nicole.«
»Du willst diese Bücher alle lesen?«
»Nein, Mädchen. Nur ein einziges Buch. Aber kein Buch aus Papier und Buchstaben. Die Geschichte, sagte ich. Ich werde das Buch der Geschichte aufschlagen und darin spazieren gehen.«
»Du sprichst in Rätseln, Zamorra.«
»Morgen sind es keine Rätsel mehr. Halte dich zur gleichen Stunde hier bereit. Ich erwarte dich.«
Er zog sie an sich und umarmte sie mit Leidenschaft.
»Du lebst gefährlich«, sagte Nicole, aber sie lächelte dabei.
»Gefährlich? Warum?« fragte er.
»Was du tust, ist Erregung öffentlichen Ärgernisses, großer Meister.

Zumindest für die Leute hier.«

»Das kümmert mich nicht. Hauptsache, daß es für uns selbst kein Ärgernis ist.«

»Im Gegenteil«, sagte Nicole, umarmte ihn nochmals, stieg in ihren Wagen und brauste davon.

***

Zamorra sah auf die Uhr. Noch zwei Stunden bis Mittag.

Er rechnete schnell. Er wollte zum Ziel kommen. Es war nicht damit zu rechnen, daß Lo Sardo jetzt auftauchen würde. Nicht hier, nicht in einer der Städte, nicht bei dem Griechen Melaos.

Der Professor entschloß sich sofort.

Er stieg in den Wagen, nahm sich eines der Bücher vor, die sie in der Höhle des Dämons gefunden hatten.

Er hatte die Stelle schnell wiedergefunden.

»Im Schutze der Mittagssonne«, stand da gedruckt. Im Schutze der blendenden Sonnenstrahlen waren sie an Land gegangen. Eine Schar verwegener Griechen. An der Küste vor Bari Sardo. Im achtzehnten Jahrhundert.

Und einer der Sarden wurde als kühner Draufgänger bezeichnet.

Mit einem kleinen Häuflein unerschrockener Männer war er dem Gemetzel am Strand entkommen. Hatte ein Dutzend der griechischen Angreifer in Gefangenschaft genommen, sie in den alten Torre gesetzt, den Festungsturm.

Und er hatte Rache geschworen, Rache für jeden einzelnen seiner Leute, die bei dem Ansturm der Griechen gefallen waren.

»Rache bis zum Ende aller Zeiten!« hatte er ausgerufen.

Das war der Urgeist, der heute noch in Lo Sardo schlummerte und jetzt zum Ausbruch kam.

Zamorra wollte wissen, wer hinter diesem ehemaligen Lo Sardo steckte. Nie war sein richtiger Name in den Büchern erwähnt. Auf der Insel war er der Schutz- und Rachegeist geworden. Der Dämon Lo Sardo, der Sardinien verteidigen konnte. Nur er allein.

Zamorra gab Gas. Er hatte sich ausgerechnet, daß er zur Mittagszeit in Bari Sardo sein konnte. Er wollte den Mann sehen, den sie seit Jahrhunderten Lo Sardo nannten. Er wollte seinen Namen wissen. Dann würde der heutige Lo Sardo keinem Menschen mehr schaden können.

Wenn er erkannt war, wenn sein Name bekannt sein würde, konnte Zamorra ihn jagen, bis sein Ende gekommen war.

Der Professor fuhr los. Und er hatte richtig kalkuliert. Als die Sonne hoch im Zenit stand, hatte er die Ostküste der Insel erreicht. Er hielt zweihundert Meter vor dem Meer, wo die Straße einen weiten Bogen beschrieb und sich zur Küste hinunter senkte.

Er sah den alten Gefängnisturm. Er sah das hügelige Land, wo die einheimischen Krieger sich versteckt haben mochten.

Und hier, auf dem felsigen Abhang, waren die Wachtposten geblendet worden. Geblendet von der stechenden Sonne, unter der die Steine erglühten.

Hier mußten die Wachtposten gestanden haben.

Und hier stand Zamorra, bereit, das blutige Schauspiel zu erleben, das längst vorbei war.

Die Gegend war menschenleer. Erbarmungslose Hitze über dem Strand und den bewaldeten Höhenzügen. Flirrende Luft.

Und dann die ungeheure Konzentration. Zamorra faßte nach seinem zauberkräftigen Amulett. Er schloß die Augen für eine Weile.

Dann fuhr er zunächst in Gedanken in der Zeit zurück, immer weiter in die Vergangenheit, durch das endlose Buch der Geschichte.

Er spürte, wie Jahrzehnte, Jahrhunderte an ihm vorbeizogen. Da wurde er plötzlich angefaßt vom Hauch längst vergangener Jahre.

Immer fester umspannte seine Hand das Amulett.

Immer tiefer versank Zamorra im Geiste in den Strudeln vergangener Zeiten.

Und dann kam es heran mit Wellenschlag und dem Klang von Rudern.

Stimmen wurden laut. Stimmen von Männern, die neben ihm herliefen, die sich tollkühn den Berghang hinunterrollen ließen.

Als Zamorra die Augen öffnete, war alles Wirklichkeit geworden.

Er war zurückgefahren in der Zeit. Er sah, was sich Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hier abspielte. Und niemand konnte ihn selbst sehen und beobachten. Denn er, Zamorra, war ein Mensch unserer Zeit, unsichtbar für die Menschen von damals, unvorstellbar, unerahnbar.

So stand er inmitten einer entfesselten Meute von Männern, die sich ingrimmig der kleinen Rotte ihrer verhaßten Angreifer entgegenwarf.

An der Küste sammelten sich die Verteidiger der Insel.

Und draußen auf dem Meer wurden Boote sichtbar, kleine Galeeren und hölzerne Kriegsschiffe. Das war der griechische Überfall auf die Stadt Bari Sardo, das sardinische Bari.

Zamorra strengte sich an, den Führer der kleinen Verteidigungsschar zu erkennen.

Und er sah, wie ein grimmig blickender Reiter an ihm vorbeipreschte und einen Namen ausrief.

»Der Fürst verteidigt die Stadt!« rief der Reiter. »Er ist der Geist, der die Feinde vertreiben wird! Auf, folgt dem Fürsten in die Schlacht!«

***

Sie stürmten heran. Sie kamen von allen Seiten. Sie sammelten sich,

rückten wie ein kleiner geschlossener Block gegen die Angreifer vor.

Aber die Griechen waren in der Überzahl.

Immer mehr Boote erschienen vor der kleinen Bucht, kamen schnell näher.

Zamorra konnte die Angreifer bald nicht mehr zählen. Kleine Punkte zuerst, wurden sie immer größer, als sie herankamen.

Und sie ließen ganze Gewitter von Pfeilen und Lanzen auf die Verteidiger niedergehen.

Die Sarden waren bis auf den letzten Mann aus ihren Verstecken gekommen, hatten ihre Beobachtungsposten aufgegeben.

Da setzte das große Gemetzel ein.

Erbarmungslos hieben die Griechen auf die heranreitenden Sarden ein, stießen sie mit Lanzen von ihren Pferden.

Der Boden färbte sich rot vom Blut der Erstochenen und Gefallenen.

Sechs Reiter brachen aus, fielen dem Gegner in die Flanke. Und jeder von ihnen verwundete zwei der Angreifer, band sie mit Stricken an sein Pferd und schleifte die Bewußtlosen zum Turm.

Der Anführer der kleinen Rotte, der Fürst von Bari Sardo, erschien wie ein Rachegott auf den Zinnen des Turmes.

Die überlebenden Sarden riefen ihm entgegen, als sie sich im Schutz der Turmmauern versammelten.

Der Festungsturm wurde von den Griechen belagert, aber die Angreifer mußten bald einsehen, daß die meterdicken Mauern nicht einzunehmen waren.

Immer wieder erschien der Fürst der Sarden auf den Zinnen des Turmes, rief den Angreifern höhnische Worte entgegen.

Ein neuer Regen von Pfeilen ergoß sich über das kleine Häufchen von Verteidigern. Als die Griechen sahen, daß der sardische Fürst nicht wankte, hielten sie ihn für unverletzbar.

Er verfluchte die Angreifer, ihre Familien, ihr ganzes Land. Und er schwor ihnen Rache. Ewige Rache.

»Ihr seid gekommen und habt uns überfallen!« rief er ihnen von der Höhe des Turmes aus entgegen. »Aber ihr habt nicht mit dem Fürsten von Bari gerechnet. Hier seht ihr den Geist dieser Insel. Zweimal hundert Jahre ist er alt, und dreimal dreihundert Jahre wird er euch noch heimsuchen! Wer immer einen Fuß auf diese Insel setzte, wird sterben, wenn er Lo Sardo begegnet. Wer immer Kinder haben wird von euch, wird sie verlieren. Und Lo Sardo wird keinen entkommen lassen, bis in alle Zeiten hinein. Merkt euch den Namen des Inselgeistes, damit ihr fliehen könnt, wann immer ihr ihn hören werdet. Lo Sardo, das bin ich, das Gewissen und die Rache. Denn ich bin der Fürst, der unbesiegbar ist. Ich werde euch heimsuchen in allen Jahrhunderten, wie ich die Angreifer im Westen geschlagen habe, die verhaßten Spanier, die Söhne von Hunden und Mauren, die Söhne der

Muros. Hier, nehmt dieses Tuch aus roten Samt, auf das mein Name gestickt ist, damit ihr ihn nie vergeßt!«
Zamorra sah, wie die Erscheinung auf dem Turm verschwand.
Er konnte noch sehen, wie das rote Tuch von den Zinnen herab zur Erde sank.
Und er konnte den Namen lesen, der in goldenen Buchstaben darauf gestickt war. Er sah die Lettern und wußte Bescheid.
Sein Verdacht hatte sich bestätigt.
Als keiner der Angreifer Anstalten machte, das herabgeworfene Tuch aufzuheben, entschloß sich Zamorra, es an sich zu nehmen.
Niemand sah ihn dabei, wie er überhaupt für alle Beteiligten während der ganzen Szene unsichtbar geblieben war.
Jetzt konnte Zamorra in seiner ungeheuren Konzentration nachlassen. Seine Hand ließ das Amulett los, und die linke Hand steckte das rote Tuch des Fürsten von Bari in die Brusttasche seiner Jacke.
Dorthin, wo der schwarze Stoffetzen aus dem Gewand Lo Sardos verborgen war.
Lo Sardo würde Augen machen, wenn Zamorra ihm diese beiden Beweisstücke präsentieren würde!
Die Szene vor ihm löste sich auf. Zamorra war wieder im zwanzigsten Jahrhundert.
Aber er hatte erfahren, wer sich hinter dem Unwesen verbarg, das halb ein Mensch und halb ein Dämon war.
Der Professor ging zum Wagen zurück. Als er sich noch einmal umsah, war es ihm, als blicke ihm von den Turmmauern jemand nach.
Zamorra wußte, daß es nicht Lo Sardo sein konnte.
Er stieg in den Wagen und fuhr los.
Jetzt konnte er das gefährliche Abenteuer zum Abschluß bringen.

***

Nur eine Gewißheit wollte der Professor sich noch verschaffen. Es war kaum daran zu zweifeln, daß die kurze Reise in die Vergangenheit ihn endgültig über Lo Sardos Identität aufgeklärt hatte.
Aber er wollte ganz sicher gehen. Er mußte wissen, ob man den Mann, der sich hinter der Erscheinung des Inselgeistes verbarg, auch hier in dieser Gegend kannte.
Er lenkte den Wagen die schmale Straße hinunter, bis vor den mächtigen Turm aus alter Zeit.
Dann nahm er das Stück Tuch aus der Tasche. Ging auf einen Mann zu, der mit gesenktem Blick daherschlurfte.
Als der Fremde die goldenen Lettern sah und den Namen las, wurden seine Blicke starr.
»Lo Sardo!« stammelte er. Dann lief er wie gehetzt davon.

Dieses kleine Zwischenspiel ereignete sich mehrmals. Wer das Tuch mit dem Namen zu sehen bekam, wich vor Furcht zurück. Einige der Männer bekreuzigten sich. Andere zeigten höchste Grade von Angst und Entsetzen.

Bald war es Zamorra klar, daß es niemand in der Stadt Bari gab, der den Unheimlichen nicht kannte und fürchtete.

Die Einheimischen schwiegen sich aus, als Zamorra seine Fragen stellte. Ihnen war die Furcht anzusehen. Furcht darüber, daß sie etwas ausplaudern könnten, was Lo Sardo ihnen heimzahlen würde.

Das größte Entsetzen aber zeigten die Gesichter derjenigen, die aus anderen Nationen stammten. Bei ihnen war es panische Todesangst, die Zamorra feststellen konnte.

Bald wußte er Bescheid.

Lo Sardo war mit dem Mann identisch, dessen Name auf dem roten Tuch zu lesen war. Es gab keinen Zweifel mehr.

Und es gelang Zamorra, das Haus dieses Mannes ausfindig zu machen. Er entschloß sich sofort, nach dem Besitzer zu fragen.

Ein junger Sarde öffnete.

Zamorra stellte sich unter fremdem Namen vor und sagte, daß er den Hausherrn in geschäftlichen Angelegenheiten sprechen möchte.

»Der Herr ist nicht hier, er ist auf Reisen«, war die Antwort des jungen Burschen.

»Wann wird er zurück erwartet?« fragte Zamorra.

»Es kann drei Wochen dauern, Herr.«

»So lange kann ich die Sache nicht aufschieben«, sagte der Professor. »Auch ich bin, wie gesagt, geschäftlich unterwegs. Ich komme in viele Städte. Ist es möglich, daß ich deinen Herrn in einem Hotel in Sassari, Bosa oder Oristano antreffen kann?«

»Sassari nicht mehr, dort ist jeder…«

Der Diener hielt erschreckt inne. Zamorra erkannte sofort, auf welche Weise dieser sich und Lo Sardo beinahe verraten hätte.

Dort oben, in Sassari, war jeder erledigt, der auf Lo Sardos Racheliste gestanden hatte!

»Was ist in Sassari?« fragte Zamorra lauernd.

»Alles erledigt, jedes Geschäft«, sagte der junge Diener schnell. Zamorra gab sich den Anschein, daß er nichts bemerkt hatte.

»Und wo kann ich ihn dann treffen? In Bosa vielleicht?«

Der Diener schüttelte den Kopf.

»Noch nicht, Herr. Bosa und Oristano werden zuletzt besucht.«

»Aha. Und zwischendurch kommt dein Herr auch nicht nach Hause, wie ich annehme.«

»Si, Signor. Erst alle Geschäfte, dann kommt er zurück.«

»Und wo hält er sich jetzt auf?« bohrte Zamorra weiter. Er glaubte, es genau zu wissen. Aber er wollte herausfinden, wieviel Vertrauen der

junge Bursche bei Lo Sardo hatte.

»Ich weiß es nicht«, kam die zögernde Antwort, und Zamorra spürte, daß der Bursche log.

»Macht nichts, vielen Dank. Dann werde ich es zunächst in der Gegend von Orune versuchen.«

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht.

Der Diener wechselte in Sekunden die Farbe und wurde bleich.

Sofort stieß Zamorra wieder nach.

»Wie ich gehört habe, macht dein Herr am liebsten Geschäfte mit Ausländern, nicht wahr? Mit Spaniern und Griechen zum Beispiel?«

Jäh schoß dem Burschen die Röte ins Gesicht. Verlegenheit und Wut, dachte Zamorra. Der Kerl möchte mich am liebsten auf Lo Sardos Todesliste setzen.

Blitzschnell sah der Professor sich um. Niemand beobachtete die kleine Szene zwischen zwei Männern, die sich ganz normal zu unterhalten schienen.

Er handelte schnell.

Mit der ganzen Kraft seines Körpers drängte er den jungen Sarden zurück, in die Halle des Hauses. Dann packte er ihn am Kragen.

»Es geht dir gut, wenn du mir antwortest!« fuhr er ihn an. »Wenn du schweigst, werde ich dich noch vor Lo Sardo unschädlich machen.«

Die Augen des Burschen weiteten sich vor Angst.

»Ihr… wißt alles?« begann er stotternd.

»Fast alles«, gab Zamorra zur Antwort. »Bis auf das, was ich dich jetzt fragen werde. Erstens: stimmt es, daß Lo Sardo noch in der Gegend von Orune ist?«

Der Diener nickte nur, brachte kein Wort heraus.

»Dann ist Melaos, der Grieche, als nächstes Opfer vorgesehen?«

Wieder war ein schnelles Kopfnicken die ganze Antwort.

»Lo Sardo geht genau nach Plan vor? Nach den Zahlen, die er den Fremden in den Büchern gegeben hat?«

Wieder ein Kopfnicken.

Der Bursche war eingeweiht. Er wußte von den Büchern, aus denen Lo Sardo die Namen seiner Opfer hatte. Er mußte ein Vertrauter des Mannes sein, mit dem gleichen Haß auf alle Fremden.

Lo Sardo ging also so vor, daß er ein Opfer nach dem anderen beseitigte, ohne die Reihenfolge aus irgendeinem Grunde zu wechseln.

Melaos stand also unter direkter Bedrohung. Um ihn mußte Zamorra sich besonders kümmern. Aber das alles half ihm ein gutes Stück weiter. Er brauchte mit Nicole Duval und dem jungen Marcello nicht mehr getrennt zu operieren. Sie würden sich von jetzt an gemeinsam auf Lo Sardo konzentrieren.

Hochbefriedigt über die letzten Einzelheiten, die er in Erfahrung gebracht hatte, ließ Zamorra den zitternden Burschen los, eilte aus

dem Haus und ging zu seinem Mietwagen.
Er nahm die Küstenstraße, die sich bald nach Westen hin schlängelte. Nach rund vierzig Kilometern Fahrt kam die Abzweigung nach Orune.
Eine Stunde später hatte er den Griechen und seine Frau insoweit beruhigt, daß etwas von ihrer Angst gewichen war. Man würde die Familie von jetzt an pausenlos im Auge behalten.
Zamorra beschwor Melaos und dessen Frau, auf keinen Fall das Haus zu verlassen. Er selbst blieb diese zweite Nacht über hier.
Am nächsten Tage fuhr er frühzeitig zum Treffpunkt nach Ozieri, wo Marcello schon auf ihn wartete.
»Ich bin Enzio mit einer der Herden begegnet«, berichtete der junge Bergführer. »Enzio Gallega meint, daß Lo Sardo wieder unterwegs ist. Er hat mit ein paar Leuten gesprochen.«
»Darüber muß ich mehr wissen«, sagte Zamorra. »Wo kann ich deinen Freund treffen?«
»Er zieht in nördlicher Richtung über das Hochland«, antwortete Marcello.
»Gut. Dann warten wir noch auf die Signorina. Ich bringe euch zu einem griechischen Ehepaar, das ihr zu beschützen habt. Dann suche ich nach deinem Freund, und mit seiner Hilfe komme ich sicherlich auf Lo Sardos Spur.«

***

Nicole Duval kam nach knapp vierzig Minuten an.
»Nichts Neues«, sagte Zamorra, bevor sie mit ihrem Bericht beginnen konnte.
Erstaunt sah sie ihn an.
»Lo Sardo ist im Norden. Er geht so vor, daß er ein Opfer nach dem anderen ausschaltet, genau nach den Zahlenangaben in den Büchern, die wir gefunden haben. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Fahr hinter mir her, Nicole. Marcello, du steigst zu mir in den Wagen. Dein Motorrad stellst du einfach am Straßenrand ab.«
»Und wenn es gestohlen wird, Professor? Es ist nicht abzuschlie- ßen – also nicht gesichert.«
»Ich glaube nicht, daß einer die alte Mühe stehlen wird. Und fahren kann sie nur ein Künstler wie du.«
Marcello lächelte und stieg ein.
Der Weg über Orune nach Bitti war schnell zurückgelegt.
Bei der Familie Melaos wurde in aller Eile beratschlagt, wie jetzt vorzugehen war. Nicole und der junge Marcello blieben zum Schutz des griechischen Ehepaars zurück. Zamorra beschloß, die Höhle Lo Sardos noch einmal in Augenschein zu nehmen. Das konnte er noch vor Einbruch der Dunkelheit schaffen.
Er fuhr nach Ozieri zurück, dann rechts hinauf in die Berge. Schon

war er am Fluß, der weiter oben den Lago del Coghinas bildete.
Zamorra folgte dann der Straße, die nach links führte. Er wollte über den Westhang zur Höhle gelangen. Der Aufstieg war weniger beschwerlich.
Ohne Mühe erreichte Zamorra den Gipfel des Felsmassivs. Dann sah er sich um. Niemand war in der Nähe. Und er konnte sicher sein, daß Lo Sardo nicht in der Höhle war…
Mit Hilfe seiner kleinen Handlampe fand er sich im Inneren des Verstecks gut zurecht. Nichts hatte sich verändert.
Bis auf eine Kleinigkeit.
Zamorra sah, was er wissen wollte.
Lo Sardo würde heute nacht nicht zuschlagen.
Es war unmöglich, den Wog hierher zurückzulegen und dann noch bis Bitti zu kommen. Die Familie Melaos war heute vor dem Unheimlichen sicher.
Zamorras Vermutung hatte sich bestätigt. Lo Sardo benutzte die Höhle weniger als Unterschlupf für sich selbst, denn als Versteck für seine Utensilien, die er zu seiner Verkleidung brauchte.
Ein Eimer mit dem bekannten Gemisch aus Lehm und Kreide stand in der Nähe des Eingangs auf dem Boden. Aber was den Professor völlig von Lo Sardos Plänen überzeugte, war das schwarze Bündel auf der anderen Seite.
Dicht an der steinernen Wand auf der rechten Seite der Höhle lag das Gewand des Dämons, das ihm das Aussehen eines fürchterlichen Drachens geben sollte!
Dieses Gewand, so schloß Zamorra aus allen Ereignissen, war ein schwacher Punkt in Lo Sardos ganzer Dämonie!
Ein Wesen, das darauf aus ist, eine ganze Insel in Furcht und Schrecken zu versetzen, kann es sich nicht leisten, auf sein Äußeres zu verzichten!
Lo Sardo brauchte seine seltsame Maske, deren bleiche Farbe seine feurigen Augen erst so recht furchterregend und dämonisch machte!
Und er würde sich nie ohne dieses schwarze Gewand an seine Opfer heranmachen!
Er mußte kommen, wenn er Melaos töten wollte!
Er mußte kommen, um sich zu verkleiden. Denn er wußte nur zu gut, daß allein der Anblick dieses schemenhaften Kleides seinen Opfern das Blut in den Adern gerinnen ließ!
Er würde kommen, in dieser Nacht, oder in einer der folgenden Nächte.
Man brauchte ihm hier nur aufzulauern, um ihm sein Handwerk für immer zu legen!
Zamorra war entschlossen, Lo Sardo zu empfangen.
Er wartete, und die Stunden flossen träge dahin. Einmal glaubte er,

ein Geräusch von Schritten zu hören.
Er tastete sich zum Eingang der Höhle. Aber es war nichts mehr zu hören. Auch wiederholte sich das Geräusch in der nächsten halben Stunde nicht mehr.
Es muß ein Tier gewesen sein, war Zamorras Gedanke.
Und er wartete weiterhin. Aber Lo Sardo stellte sich nicht ein.
Kurz nach dem Morgengrauen, als der Professor sicher war, daß der Gegner jetzt nicht mehr kommen würde, machte er sich an den Abstieg.
Unter dem Schutz von dichtem Blätterwerk, das bis fast zur Erde herabreichte, hatte Zamorra seinen Mietwagen abgestellt.
Der Motor sprang auf Anhieb an, und der Professor gab Gas.
Er hatte den Lago del Coghinas gerade hinter sich, als er zur linken Hand auf einem der Berghänge die Weiden entdeckte.
Weiden, und eine große Herde von Schafen darauf. Und am Fuße des Hanges stand der Hirte, auf seinen typischen langen Stab gestützt. Jetzt machte er ein paar Schritte, und Zamorra sah, wie er an einen kleinen Wiesenbach trat.
Dann sah der Professor, wie der Hirte sich Jacke und Hemd auszog und sich mit schnellen Bewegungen das Bachwasser auf Hals, Arme und Gesicht schüttete.
An diesen Bewegungen erkannte er Enzio Gallega wieder, den Freund Marcellos.
Er hielt an, um auf den Wiesenhang zuzugehen.

***

Enzio Gallega winkte dem Professor schon von weitem zu.
»Man hat ihn gesehen!« rief er erregt, als Zamorra auf Hörweite herangekommen war. Dann eilte er ihm entgegen und schüttelte ihm beide Hände.
»Ich habe von Marcello davon gehört«, sagte Zamorra und beobachtete den Hirten, wie er sich mit einem Wolltuch das Wasser von Armen und Nacken rieb.
»Ist Marcello nicht bei Ihnen, Professore?«
»Nein. Er ist mit der Signorina bei einer griechischen Familie, die es zu schützen gilt. Wo will man Lo Sardo denn gesehen haben?«
»Mehrere haben es mir gesagt. Er zieht durch die Wälder, immer nach Norden zu.«
»Aber sein nächstes Opfer wohnt südlich von hier.«
»Das kann ich mir nicht erklären«, sagte Enzio Gallega.
»Aber ich«, meinte Zamorra ruhig. »Wir sind dem Burschen jetzt auf der Spur. Wir kennen die Namen seiner Opfer und ihre Wohnungen. Wir wissen auch, wo er sich versteckt hält. Wir haben die Höhle in den Bergen gefunden, Enzio.«

»Und dort werden Sie ihn fangen, ja?« fragte der Hirte, und aus seinen Blicken sprachen Begeisterung und Angriffslust.

»Wir werden ihn dort erwarten, ja.«

»Schade, daß ich nicht dabei sein kann. Ich beneide meinen jungen Freund. An der Seite eines so berühmten Mannes…«

»Halb so schlimm«, wehrte Zamorra ab. »Aber wenn jemand helfen möchte, Lo Sardo unschädlich zu machen, ist er willkommen. So ein kräftiger Bursche wie du könnte da wohl von Nutzen sein. Lo Sardo soll über ungeahnte Kräfte verfügen.«

»Ich weiß«, sagte Enzio. »Man erzählt sich die fürchterlichsten Sachen über ihn. Sie werden es nicht leicht haben, Professore. Seien Sie vorsichtig. Ich möchte dabei sein, aber hier, sehen Sie selbst, die Herden – ich kann sie nicht allein lassen.«

Zamorra zeigte auf die Hunde, die die Herde kreisend zusammenhielten.

»Und die da drüben?« fragte er. »Können die das nicht allein tun?«

»Nicht ohne den Hirten. Wenn der Hirt geht, kommen die Hunde hinter ihm her. Und ein Hirt, der die Herde verläßt, ist ein schlechter Hirt.«

»Ich weiß«, sagte Zamorra lachend. »Es ist keine Entschuldigung nötig. Vielen Dank für die Auskunft.«

»Grüßen Sie Marcello!« rief Enzio hinter dem Professor her.

Der saß schon wieder im Wagen und startete.

Im Haus des Griechen Melaos ruhte er sich ein paar Stunden aus.

Die Nachtwache in der Höhle hatte ihn doch ziemlich ermüdet.

Aber am frühen Nachmittag drängte er zum Aufbruch.

Nicole und Marcello fieberten der Begegnung mit dem Unheimlichen entgegen. Die ganze Fahrt hinauf in die Berge kam ihnen zu langsam vor, und die Zeit rückte viel zu langsam voran.

Sie suchten sich in der Nähe von Lo Sardos Höhle ein sicheres Versteck.

»Wir sind bereit«, sagte Zamorra. »Er kann kommen.«

***

Bald setzte die Dämmerung ein, und die Spannung wuchs. Nur einzelne Vogelrufe waren noch zu hören, und manchmal, wenn der Wind drehte, das leise Rauschen des Flusses unter ihnen.

Von ihrem Versteck aus konnten sie die Höhen beider Hänge überblicken. Selbst bei völliger Dunkelheit würde hier oben ein menschlicher Schatten auffallen, auch wenn er sich vollkommen geräuschlos bewegte.

Dann setzte das schrille Zirpen der Zikaden ein. Erst in der Ferne, dann überall, wo an den Hängen Gras wuchs, sich kleinere Wiesen auftaten.

Das Zirpen sollte ihr Lied bis zur Mitternacht werden.
Dann endlich hörten sie Schritte.
Ganz leise zuerst, wie aus weiter Ferne, wie der Hauch eines Echos.
Aber die Schritte wiederholten sich, kamen näher.
»Das ist er!« flüsterte Nicole erregt.
Ja, das mußte er sein. Lo Sardo, der Schrecken der Insel. Der Unheimliche, den alle, deren Vorfahren einmal übers Meer gekommen waren, mehr fürchteten als den Tod.
Kleine Steine rollten jetzt unter seinen Füßen weg.
»Er kommt nicht über den Wiesenhang«, sagte Zamorra. »Er muß die Felsen kennen wie sein eigenes Haus. Er kommt den Osthang hoch, vom Lago her.«
Sie erwarteten ihn. In jeder Sekunde stieg die Spannung.
Wieder mußte der Fremde mit den Sohlen seiner Schuhe etwas von dem überall umherliegenden Geröll berührt haben.
Mit kräftigem Klicken rollten die Steine den Hang hinab, gaben helle Laute von sich, als sie auf die Felsenwand stießen. Dann verebbten die kurzen kleinen Geräusche in der Tiefe vor dem See.
»Er ist schon ganz nah jetzt«, sagte Zamorra. »Kein Wort mehr, bis er in der Höhle ist. Er darf keinen Verdacht schöpfen.«
Nicole und Marcello nickten zum Zeichen, daß sie verstanden hatten und sich danach richten würden.
Und dann hob sich der dunkle Schemen über dem grauschwarzen Massiv des Felsenhangs ab. Und kam näher. Mit einer Sicherheit, als würde er am hellen Tage diese Klettertour hinter sich bringen.
Marcello stieß den Professor an.
Es war wie eine Frage. Zamorra sah trotz der Dunkelheit das kampfeslustige Leuchten in den Augen des jungen Bergführers.
Der Professor schüttelte den Kopf.
Nein, nur nichts übereilen! Die Überraschung für Lo Sardo sollte perfekt sein!
Sie durften ihn jetzt noch nicht stellen. Sie hatten abzuwarten, bis er in der Höhle war. Und noch mehr.
Er mußte den letzten Beweis erbringen, daß er sich hier zu Lo Sardo machte. Daß er sich die Maske aufs Gesicht malte. Das schwarze Gewand überzog. Das nachtschwarze Gewand des Rachegeistes!
Zamorra, Nicole und Marcello sahen gespannt auf die hohe schwarze Figur, die mit traumwandlerischer Sicherheit auf die Höhle zukam.
Nur wenige Meter an ihnen kam sie vorbei, ging arglos auf den Eingang der Höhle zu und verschwand darin, ohne sich umzusehen.
Lo Sardo rechnete nicht damit, daß jemand dieses Versteck ausfindig gemacht hatte! Aber hatte er das Fehlen der Bücher noch nicht bemerkt?
Das war nur so zu erklären, daß er nach dem Kampf mit dem

Griechen Georghiu und dessen Männern in aller Eile die Höhle aufgesucht hatte. Er hatte kein Licht gemacht und nur das Gewand abgelegt, das ihn als Dämon erscheinen ließ.

Zamorra machte die ersten Schritte auf die Höhle zu. Er wagte sich ganz bis vor den Eingang. In einem Abstand von weniger als drei Metern blieb er stehen.

Er wußte, daß er das wagen konnte.

Wenn Lo Sardo mit solcher Sicherheit annahm, daß ihn niemand belauerte, dann würde er auch jetzt vor der Höhle niemand vermuten. Und darüber hinaus konnte er vom Inneren der Höhle aus in der tiefen Dunkelheit draußen keine Figur und keine Umrisse erkennen.

Dieser Eindruck Zamorras bestätigte sich noch mehr, als Lo Sardo ganz ohne Vorsicht ein paar Kerzen entzündete.

Dann konnte der Professor beobachten, wie der Mann zu dem Eimer trat und seine Gesichtsmaske vorbereitete. In einer dicken Schicht aus Lehm und Kreide trug er die Maske auf. Sie gab seinem Gesicht, dessen Augen jetzt furchterregend heraussahen, einen furchteinflößenden Anblick.

Zu diesem Zeitpunkt winkte der Professor Nicole Duval und Marcello heran.

Sie kamen näher, in einer Mischung aus Neugier und Spannung, die nun nicht mehr zu überbieten war.

Sie sahen den ersten Teil des Schauspiels, das Lo Sardo ihnen bot.

Mit schnellen Bewegungen streifte er sich das weite dunkle Gewand über, ruderte mit den Armen, als ob sie Flügel wären. Als ob er im nächsten Augenblick diese Höhle verlassen und von den Felsen in die Lüfte erheben könnte.

Grauenhaft leuchteten seine Augen auf, mordgierig drangen seine Blicke durch den steinernen Raum der Höhle.

Und da entdeckte er etwas.

Er sah, daß die Bücher verschwunden waren!

Er stieß einen tiefen gutturalen Laut aus, der wie das Brüllen eines gereizten Tigers klang.

Dann fuhr er wie wild in seinem Versteck herum, stieß einen Hocker um, ballte die Fäuste und schlug sie mehrmals dumpf gegen die Felsenwand. Dumpf setzten sich die Schläge im Inneren des Berges fort.

Wieder stand er so, daß seine Beobachter sein Gesicht sehen konnten.

Die Augen waren jetzt merkwürdig blutunterlaufen. Das helle Rot der Lider machte den Anblick der Maske noch unheimlicher. Und wieder kam einer dieser Schreie, die sich bald pausenlos wiederholten.

Schreie von unbändiger Wut und Rachlust!

Nicole war niemals furchtsam gewesen. Sie hatte so manches Abenteuer mit Zamorra bestanden, und nicht nur einmal dicht an

seiner Seite. Aber die aufgestaute Wut, die sich immer mehr in diesem urtierhaften Schreien Bahn brach, fuhr ihr durch alle Glieder.

Sie begann zu zittern.

Zamorra trat dicht neben sie und legte ihr beruhigend einen Arm um die Schulter.

»Angst?« flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie schüttelte tapfer den Kopf.

»Nicht richtig Angst«, sagte auch sie im Flüsterton. »Es ist so grauenvoll, so unwirklich.«

»Bleib mit Marcello hier draußen, wenn ich das Ungeheuer jetzt besuche«, sagte Zamorra.

Er nahm seinen Arm von Nicoles Schulter, suchte ihre Hand und legte sie in die warme, schon so männliche Hand Marcellos.

»Du bleibst zum Schutz der Signorina«, sagte er, und Marcello nickte nur.

Dann ging Zamorra die letzten Meter bis zum Eingang.

Sekunden später stand er im Inneren der Höhle. Noch immer suchte Lo Sardo verzweifelt nach den verschwundenen Büchern.

»Die Bücher sind im Wagen, Lo Sardo!« ließ Zamorra seine Stimme in Lo Sardos Rücken loszischen.

Der Mensch, der wie ein Dämon wirkte, fuhr herum.

»Zamorra!« schrie er auf. Dann setzte er, nicht vor Schreck, aber vor Staunen, ein paar Schritte zurück.

»Du staunst, mich hier zu sehen, nicht wahr, Lo Sardo? Ich kenne dein Versteck seit ein paar Tagen. Mit deiner Hilfe haben wir die Namen aller Familien gefunden, denen du ans Leben willst.«

»Hund! Du Hund von einem Professore! Auch du bist ein Fremder! Auch du wirst sterben!«

»Natürlich!« gab Zamorra kaltblütig zurück. »Aber das hat noch Zeit. Erst werde ich dich einmal unschädlich machen und die Menschen dieser Insel von ihrer Todesfurcht befreien!«

Höhnisch lachte Lo Sardo auf.

»Du willst mich bezwingen, Zamorra? Du lächerlicher Fremder?«

»Ich habe schon andere bezwungen als dich, du kleiner Inselgeist. Ich habe gegen wahre Höllenkreaturen gerungen und sie besiegt. Ich habe echte Dämonen zur Strecke gebracht.«

»Hör auf damit! Oder willst du sagen, daß du mich nicht für den Geist dieser Insel hältst?«

»Die Leute glauben es, aber ich weiß es besser, Lo Sardo. Einmal, als ich auf dich traf, als du das Versteck des Melaos aus seiner Frau herausprügeln wolltest, hast du dich verraten. Du hast mich genauso erstaunt angesehen und angesprochen wie vorhin, als ich diese Höhle betrat.«

»Was ist daran verwunderlich, Zamorra?«

»Du hast meinen Namen genannt. Und du hattest mich in deiner Vermummung zum erstenmal gesehen. Daraus waren zwei Schlüsse zu ziehen.«

»Ich höre mir sie noch an, bevor ich dich erwürge, Zamorra!« schrie Lo Saldo los.

»Wenn du mich kanntest, mußtest du mich vorher gesehen haben. Und zweitens: da ich dich nie mit Maske und deinem schwarzen Zauberfetzen gesehen hatte, mußtest du ein Mensch sein.«

Wieder lachte Lo Sardo auf, und er brach in seinem Hohngelächter eine Minute lang nicht ab.

»Und nun zum Ende!« sagte Zamorra schroff. »Aber es gibt noch einen jungen Freund von mir, der erfahren möchte, wer du in Wirklichkeit bist.«

Zamorra rief den Namen Marcellos.

Sofort war der junge Führer in der Höhle und stand neben dem Professor.

»Sieh ihn dir an, Marcello. Dort steht der Mörder deines Vaters.«

»Ich weiß, Professore. Es ist Lo Sardo.«

»Er nennt sich nur so, weil die Inselbewohner ihn für einen Dä- mon halten, für einen unbezwinglichen Zauberer, der über sagenhafte Kräfte verfügt.«

»Du wirst sie gleich spüren!« schrie Lo Sardo los.

Zamorra lächelte ihm überlegen zu.

»Deine Drohungen mögen auf deine Landsleute wirken, in ihrem ungeheuren Aberglauben«, hielt Zamorra ihm entgegen. »Mir aber kannst du nicht imponieren. Es hat sich schon einmal erwiesen, daß meine Karateschläge den Menschen in dir zu Fall bringen. Laß die Märchen von deinem übersinnlichen Leben, von deiner Macht und Kraft. Ich weiß, wer du bist. Ich war in deinem Haus, und nur ein Großkaufmann hat ein solches Haus, wie du es besitzt. Dein Diener und Vertrauter hat mir geholfen, dich schneller zu finden. Wir haben dich in Bosa und Oristano erwartet. Aber die Nummern in den Büchern, die wir hier gefunden haben, waren ja sozusagen deine Marschroute. Und jetzt bist du hier, um dein Kostüm anzulegen, für den Griechen Melaos!«

Ein Röcheln aus Lo Sardos Kehle war die Antwort. Dann flog der Körper Lo Sardos wie ein Geschoß heran. Aber wie neulich hatte Zamorra den blitzschnellen Angriff berechnet.

Lo Sardo lief dem Professor direkt in einen hart geschlagenen linken Haken, dann mußte er einen so heftigen Handkantenschlag einstecken, daß er stöhnend zu Boden ging.

Aber er kam wieder hoch. Und Zamorra stand bereit.

»Du stirbst, Fremder!« keuchte der Sarde und kam näher. »Wenn dich meine Blicke nicht verwirren, wie die anderen Fremden, dann wirst du

meine Fäuste spüren.«

»Für einen Kaufmann hast du ziemlich harte Fäuste, wie ich weiß. Ich weiß auch, daß du sie in einem anderen Beruf trainiert hast. Du bist ein hartes Leben auf dem Lande gewöhnt, habe ich recht? Du kennst dich überall aus. Du hast dir Freunde gemacht, bist von Stadt zu Stadt gezogen. Zeig jetzt dein Gesicht, damit wir sehen können, wer du bist.«

»Du siehst den Geist der Sarden vor dir, keinen anderen!« zischte Lo Sardo ihm entgegen. »Und nun komm, wenn du keine Memme bist!«

Zamorra wandte sich an Marcello.

»Dort drüben stehen drei Windlichter«, sagte er. »Zünde sie an und tritt damit vor die Höhle. Man soll ihn erkennen, wenn ich ihn jetzt aus seinem Versteck hinausprügele.«

Wieder ließ Lo Sardo sein Hohngelächter vernehmen. Aber Zamorra ließ ihm jetzt keine Zeit mehr. Er setzte dem Zurückweichenden nach, deckte ihn mit Schlägen seiner Fäuste ein.

Marcello war mit den kleinen brennenden Windlichtern ins Freie getreten und hatte inzwischen Nicole Duval informiert. Sie nahm ihm eines der Lichter ab, beleuchtete den Eingang der Höhle.

Zwei ringende Körper wurden jetzt dort sichtbar. Verschwanden wieder im Innenraum, tauchten bald im Eingang wieder auf.

Zamorra hatte im Vorbeigehen neben dem Hocker ein Stück Leinentuch vom Boden aufgehoben. Damit fuhr er Lo Sardo immer wieder ins Gesicht.

Die dichte Masse aus Lehm und Kreide verwischte sich immer mehr in das Tuch.

»So, Freundchen!« rief Zamorra frohlockend. »Jetzt werden wir Marcello zeigen, wie der Mörder seines Vaters aussieht!«

***

Mit einem gewaltigen Hieb seiner Rechten brachte Zamorra Lo Sardos Körper zum Wanken. Der Unheimliche flog direkt auf die rechte Felswand der Höhle zu.

Aber bevor er dort ankam, war der Professor neben ihm, riß ihn zurück.

»Hier ist der Ausgang«, sagte er und stieß Lo Sardo mit einem heftigen Schlag in den Rücken nach draußen.

Nicole und Marcello blieben noch stumm. Noch erkannten sie das Gesicht unter der verschmierten Maske nicht.

»Ich habe dich mit dem Messer erwischt, als du Melaos' Frau gewürgt hattest. Und ich habe die Narbe, die dir dein eigenes Schnappmesser versetzt hat, gestern morgen noch einmal gesehen. Hör zu, Marcello!« wandte er sich an den Bergführer. »Weißt du, wer eine solche Narbe getragen hat? Ich habe ihn unterwegs getroffen, den Teufel, der selbst

den Freund um seinen Vater bringt. Zeige dein Gesicht, Enzio Gallega!«

Nach diesen Worten war es still auf dem Felsen. Wie in einem Leichenhaus.

Nicole Duval konnte das Ungeheuerliche noch nicht fassen. Und auch Marcello sah ungläubig auf Zamorra.

Da riß der Professor den wuchtigen Körper des Mannes, der sich Lo Sardo nannte, in eine eiserne Umklammerung. Er hielt ihn so gepackt, daß die Arme des Gegners sich auf dessen Rücken verschränkten. Alle Gegenwehr Lo Sardos blieb erfolglos.

Nur ein kurzes Nicken. Zamorra zeigte damit auf den Lappen, den er zu Boden geworfen hatte.

Da kam Marcello heran wie ein Panther.

Dicht vor Lo Sardo blieb er stehen, zögerte eine Sekunde. Er versuchte, aus den Blicken Lo Sardos zu erkennen, daß Zamorra die Wahrheit gesagt hatte.

Aber Lo Sardos feurige Augen waren zu schmalen dunklen Schlitzen geworden.

Noch immer wand er sich vergeblich unter dem harten Zugriff Zamorras. Der Professor hielt ihn so fest gepackt, daß keine Bewegung möglich war.

Dann endlich fuhr Marcellos Hand mit dem Lappen in Lo Sardos Gesicht.

Zweimal, dreimal trug er mit einer heftigen Bewegung die Maske ab, rieb den Rest von Kreide und Lehm aus dem Gesicht in den Lappen.

Dann schrie er auf. Zuerst vor Schmerz. Es war die Erinnerung an den unglaublichen Tod des Vaters.

Der zweite Schrei war der eines jungen Kriegers, der sich auf den Gegner stürzte.

Marcello trat zwei Schritte zurück, dann schnellte er erneut heran.

Wie eine Wildkatze klammerte er sich an den hünenhaften Enzio Gallega, und der Anprall war so stark, daß beide ein wenig nach hinten geschleudert wurden.

Dabei mußte Zamorra, mit einem Sprung zur Seite, seinen Griff etwas lockern.

Diese winzige Bewegungsfreiheit nutzte Lo Sardo, alias Enzio Gallega, sofort aus. Mit einem verbissenen Fluch warf er sich herum, brachte den Körper Marcellos unter sich zu liegen und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht.

Aber schon war Zamorra heran und riß ihn von dem Jungen weg.

Dabei erwische Lo Sardo das Licht, das Nicole Duval in der Hand hielt.

Im Nu hatte er den schützenden Glasbehälter entfernt. Und in der nächsten Sekunde flog das Licht mit der kleinen Flamme Zamorra

entgegen.
Der Professor konnte es mit angewinkeltem Unterarm abfangen.
Es fiel zu Boden und verlöschte sofort.
Zamorra erkannte die Absicht Gallegas. Dieser vertraute auf die Dunkelheit der Nacht. Er mußte innerlich bereits aufgegeben haben.
Aber er war den Fremden in dieser halben Wildnis der Berge überlegen. Wenn er die Kerzen zum Verlöschen brachte, hielt er seinen Fluchtweg für sicher.
Aber genau das hatte neben Zamorra auch Marcello erkannt.
Er nahm die anderen Lichter, die er abgestellt hatte, vom Boden auf, gab sie Nicole und stellte sich schützend vor sie.
»Er kommt nicht heran, Professore!« rief er Zamorra zu. »Ich schütze die Signorina! Gallega gehört Ihnen!«

***

Enzio Gallega hörte die Worte und handelte sofort. Er setzte zurück, und dann war er plötzlich vor aller Augen verschwunden.
Zamorra trat bis zum Rand des Felsens. Im Schein der kleinen Lichter, die Nicole sofort heranbrachte, sah er Gallega unter sich.
Tiefer als sechs Meter. Es mußte ein todeskühner Sprung gewesen sein, den der falsche Lo Sardo gewagt hatte.
Zamorra wußte, daß er handeln mußte. Wenn Gallega in dieser Nacht entkam, würde es Wochen oder Monate dauern, bis man wieder eine Spur von ihm finden könnte. Der Sarde kannte die Insel und ihre Schlupfwinkel zu gut.
Zamorra konnte nicht springen. Er kannte die Tücken des Felsens, die Entfernungen von Vorsprung zu Vorsprung zu wenig. Nur einmal war er an dieser Seite heraufgekommen. Und er wußte, daß für jeden Bergsteiger der Abstieg immer der beschwerlichere Teil war.
Er zögerte aber nicht eine Sekunde und war schon unterwegs. Er erinnerte sich an die Mulde aus Kreide und Lehm, die sie gefunden hatten. Dort konnte man in Zickzacklinien absteigen, ohne sich der Gefahr eines Abstürzens auszusetzen.
Zamorra langte nach oben und ergriff eines der Lichter, die Nicole hielt.
Dann stieg er ab, und gleichzeitig hörte er auf jedes kleine Geräusch, jedes Klicken von Absätzen auf dem Felsgestein, das von Gallega kommen mußte. So konnte er den Vorsprung errechnen, den der Gegner hatte.
Wie ein heimischer Vogel an den Felsenküsten der Meere mußte Gallega sich auskennen und seinen Weg nehmen. Und trotzdem hörte Zamorra bald, daß er ihm näher kam. Das Klopfen und Rollen der angestoßenen Steine, das Abwärtspoltern von Geäst und Felsbrocken wurde lauter.

Dann sah Zamorra, daß eigentlich er der schnellere war. Er legte durch seine weniger steilen Strecken einen größeren Weg zurück, aber Lo Sardo konnte nicht alles wagen, wenn er nicht abstürzen wollte.

Und dann kam die kleine, fast ebenmäßig glatte Plattform. Ein Felsenstück von nicht mehr als einem Quadratmeter.

Lo Sardo, der selbstgewählte Inselgeist, der Dämon, der sich selbst zum Rächer ernannt hatte, vermutete Zamorra noch weiter oben am Hang.

Er stutzte, als er den Umriß des Verfolgers plötzlich vor sich sah.

Genau sich gegenüber. Auf dem gegenüberliegenden Ende der Plattform.

Und er wartete nicht.

Wer hier den ersten guten Schlag führte, war den Gegner für immer los.

Aber trotz aller Behendigkeit kam Zamorra ihm zuvor. Noch schneller hatte der Professor seine Chance erkannt. Noch schneller nutzte er sie.

Es war ein dreifacher Schlag, den Lo Sardo in einer einzigen Sekunde hinnehmen mußte.

Der erste Teil riß seinen Kopf hoch, als ein schwerer Haken Zamorras auf seinem Kinn landete. Der Karateschlag danach ließ ihn seitlich umfallen. Und noch vor dem endgültigen Sturz schleuderte ihn ein dritter Kanonenschlag aus Zamorras Handkante über die Plattform.

Wild gellte Lo Sardos Todesschrei durch die nächtliche Stille. Gurgelnd wiederholte das Echo von den Bergwänden her den Schrei, der nicht aufhören wollte.

Dann ein mehrfaches Krachen. Immer, wenn Gallegas Körper auf den Felsen aufschlug. Danach Totenstille.

Enzio Gallega, der falsche Hirte, der falsche Dämon, der Mörder der Fremden, war nicht mehr. Sie fanden ihn gegen Morgen am Fuße des Felsens. Von seinem Körper war nicht viel mehr zu erkennen.

***

Diesmal konnte Kommissar Mandrino aus Alghero sich nicht aus der Affäre ziehen. Zamorra bewies ihm, daß der gefürchtete Dämon ein Mann namens Enzio Gallega war.

Sie brachten die Leihwagen zurück. Zuerst Nicoles Mietwagen, der aus Sassari stammte. Zamorra fuhr mit und kam dann mit Nicole zurück ins Hotel.

»Und nun?« fragte Nicole. »Ende des Abenteuers?«

»Das schon«, meinte Zamorra. »Aber der Urlaub ist noch nicht zu Ende. Ich bewillige noch sechs Tage.«

»Und wo?« wollte Nicole wissen.

»Das weißt du doch, Mädchen. Du hast doch schließlich die Gegend

von Oristano ausgekundschaftet. Ich wette, daß du schon die schönsten Badestrände entdeckt hast. Los, Marcello, wir treffen uns am Wagen.«

Marcello verstand nichts.

»Am Wagen, hörst du nicht? Ich hole unseren Leihwagen wieder. Und du kommst mit, zur Belohnung für deine Dienste.«

»Caramba!« rief Marcello aus. Es klang echt, obwohl es kein bißchen sardinisch war.

ENDE